Leben
der
Theodore
von der Linden.

Von
Heinrich Stilling.

Erster Theil.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK
COBURG

Mannheim,
im Verlage der neuen Hof- und akademischen Buchhandlung, 1783.

In den Niederlanden liegt ein Fürstenthum längs dem Rheine hin, da, wo er auf vier bis fünf Meilen seinen Lauf nordwestlich nimmt; an seinem nordöstlichen Ufer hinab bestehet das Land aus einer Ebene, welche durchgehends eine Meile breit ist. Dann erhebt sich gegen Nordosten ein eben so langer Bergrücken, der sich von der Ebene an allmählich aus buschichten Hügeln, nachher aus mittelmäßigen Gebirgen, und endlich aus einer zusammen hangenden Höhe bildet, die mit Heide und niedrigem Gebüsche überwachsen ist.

Dier Strich Landes ist schön, abwechselnd und fähig, eine sanfte Schwermuth zu erwecken. Der schöne Herbst- und Winternachmittag wirft seine Sonnenstralen so gegen diese Gebirge hin, er lockt den Empfindsamen aus seiner Kammer; wie schön siehts da auf dem Felde, und dort in den Bergen aus? Wie sanft stralt die Sonne dort? (so denkt er dann) im Sommer glüht dieser Trunkenbold, wenn er sich im unermeßlichen Oceane des Lichtes berauschet hat, auf die blöde Erde herab. Die Luft ist dann eitel Bliz, der alle Empfindungen betäubt, man weicht seinem schwelgenden Lichte aus, und eilt in kühle Schatten. Aber jezt ist die Sonne einem scheidenden Freunde gleich, der bei dem Abschiede alle seine Zärtlichkeit fühlt, und mit holder Freundschaft auf alle die Seinigen hinlächelt; man drängt sich zu ihm hin, um alle seine Blicke, sein Lächeln zu geniesen, und fühlt die süse Schwermuth in aller Stärke. Der noch vertraulichere

Mond ruht in seinem Glanze auf dieser Gegend, und scheint nicht weichen zu wollen. So sagt der Empfindsame zu sich selbst, und die Sympathie der Natur führt ihn in das Gebirg hin.

Leser! komm auch mit deinem Herzen mit mir an den Pfad dieses empfindsamen Wanderers! Ueberall Spuren des Frühlings und des Sommers. Ruinen der schönen Natur! Ruinen! mein Bruder! siehst du da den hohlen, dürren, geknickten Stengel einer prächtigen Königskerze oder Wollblume? Im Sommer stand er da, hoch, glühend, im Prachte seiner hundert Blumen; der Sturm machte ihn nur schwanken, aber er zerbrach ihn nicht, und doch kam seine Zeit, seine hundert Blumen flatterten nieder, jede auf ihr Pläzchen, wo sie der fächelnde West hinführte, die falben Blätter sunken hin, und nun steht er noch einsam, der dürre Stengel, da steht er — wie der Rock des Grosvatters im Kleiderschrank — voller Staub

und Mottenlöcher, nach fünfzigjähriger Mode gearbeitet, so hin hängt. Der Enkel schaut ihn an, erinnert sich an die verflossenen Jahre, und der Gedanke der Vergänglichkeit durchschauert seine Seele.

So sieht jezt die ganze Natur aus, wie dieser Stengel, unter die dürren Sträucher, welche noch zuweilen voll grauer Laubblätterchen hängen, stralt der schiefe Sonnenblick hin; hie und da steht noch ein kleines, mageres, grünes Grashälmchen, freuet sich in der Sonne, aber es freuet sich, wie der einzelne Bürger einer verheerten Stadt, wenn er unter den Ruinen den Ueberrest der Gastmale seines schlemmenden Nachbars findet, oder wenn ihm der feindliche General, nachdem er ihm alles geraubt hat, ein Allmosen giebt.

Leser! dies alles fühlen wir mit dem einsamen Wanderer, und wenn uns vielleicht der liebste Freund gestorben ist, so fühlen wir mehr, unsere Wonne der Wehmuth wird dann schmerzende Traurigkeit.

Aber laßt uns nicht trauren, diese todte Stille der Natur ist ein erquickender Schlaf zum sehr glücklichen und würksamen Erwachen. Dieser dürre Stengel da streuete Saamen um sich her, jezt ruhen diese Saamenkörnchen, aber in ihnen ruhet auch der Geist der Allmacht, er brütet auf den Keimen von hundert künftigen Königskerzen. So brütet er auf dem Staube unserer entschlafenen Freunde, um am Tage der Auferstehung Engelshüllen daraus hervor gehen zu lassen.

In der Mitte dieses Fürstenthumes, welches ich Rheinau nennen will, da, wo sanftere Hügel sich in die Ebene verwandeln, wohnte zwischen zween dieser Hügel, in einem anmuthigen Wiesenthälchen, nordwärts an einem Forellenbache, zwischen uralten Obstbäumen und Eichen, Dietrich von der Linden. Sein Haus, welches man durch die Bäume kaum erblicken konnte, war eine alte Hütte, deren Strohdach fast die Erde berührte, in-

wendig aber war sie weit und geräumig, und überall Abwechselung. So wie man zur niedrigen Hausthüre hinein trat, kam man in das Vorhaus, rechter Hand war der Viehestall, dessen Tröge und Abtheilungen längs das Vorhaus hinauf angebracht waren, über jedem Troge ragte dann ein brauner oder ein schwarzer, oder ein scheckichter Kühekopf hervor, dessen Schnauben nebst dem sanften Knirschen des Wiederkäuens mit zur sanften Harmonie gehört, die das Landleben so angenehm macht. Gerad fort verwandelte sich das Vorhaus ohne Scheidewand in die Küche, wo die sägenförmige Halde *) an mit Rost überfirnisten Balken hängt, und den schwarzen Hafen mit Sauerkraut und Speck trägt. Da im Winkel drängte sich die steile enge, stark beräucherte Treppe hinan in die Dachstuben, deren immer eine entweder

*) Halde oder Hahl ist das Eisen, welches über dem Feuer die eisernen Häfen trägt.

ein Paar Schuhe höher oder niederiger, als die daran stosenden waren, und gemeiniglich ein klein Fensterchen oben im Ecke, dann ein gröseres mitten in der Wand, oder ein anderes noch etwas höher oder niedriger hatte.

Unten im Vorhause linker Hand führt ein enges niedriges Thürchen in die Wohnstube hinab, welche auch klein und niedrig, und worin kein Fenster dem andern ähnlich ist. Zwo Stuffen und eine halbe hinauf ist die Thüre zur Schlafkammer, auf dieser steht das erhabene Bett, auf welches man vermittelst eines Fusschemmels hinauf steigen muß. So sah Dietrichs Wohnhaus aus, ob er gleich ein Mann war, der wenigstens achtzig tausend Thaler im Vermögen hatte: denn er war zwar ein kleiner Landwirth, aber ein ziemlich groser Kaufmann, er handelte eigentlich mit Frucht, welche er in der Gegend zusammen kaufte, und dann nach Holland verkaufte.

Man kann sich gar leicht versündigen, wenn man zu voreilig urtheilet; da ich nun in vielen Gemüthern meiner Leser den Gedanken aufkeimen sehe: der Dietrich war wohl ein Geizhals, ein Kornwucherer; so muß ich euch alsofort sagen: nein, das war der Dietrich nicht, aber er war sonst so allerhand, wie ihr nun hören werdet.

Dietrich hatte Haus und Hof und ziemlich Geld von seinen Eltern geerbt, und nun damit hausgehalten. Er hatte nicht viel weiter in die Welt geguckt, als sein Haus und Hof sich erstreckte; wo er aber auch hin sah, und wenn es dreizehenmal besser war, als das, was er hatte: so stopfte er doch die Ohren zu, verschloß die Augen, und überredete sich, was er habe, sei doch noch immer das Beste. Ich kann es nicht lassen, ich muß hier eine sehr wichtige Anmerkuug machen. Die Neuerungssucht oder die Moderaserei, oder wie man den Hang, immer das Neue

dem Alten ohne Prüfung vorzuziehen, nennen will, ist ein Verderben der Menschen; aber ein solcher Unsinn ist es, alles, was alt ist, hoch zu schäzen, weil es alt ist, und das Neue darum zu hassen, weil es neu ist. Wenn der erste Fehler einen eiteln leichtsinnigen Kopf anzeigt, so zeugt das Leztere von einem sehr eingeschränkten eigensinnigen Karakter. Wer unter den zweien ist der Gescheideste? wenn der erste die Pariser Mode einführt, so wie sie warm aus der Fabrik kommt, der andere aber noch mit steifen Rockschösen, ehlenlangen Aufschlägen, entweder über Quer nach der Achsel hin, oder herabhangend, und mit stumpfen Schuhen daher steigt? Oder wer ist dem andern vorzuziehen, der, welcher alle Bibelreligion zum Fenster seiner Vernunft hinaus demonstrirt hat, und allso ein leerer Kopf ist, oder der andere, der es nicht begreifen kann, wie ein Glied einer andern Kirche, das entweder **Unser Vatter**, oder **Vat-**

ter unser bethet, selig werden könne. Kurz und deutsch von der Sache gesprochen, beide sind grose Narren. Doch ich kehre wieder zu meinem Dietrich zurück. Alles, was neu war, es mochte nun gut oder schlimm seyn, das spie er an, sogar das Alte gefiel ihm nicht weiter, als in so fern es mit dem überein kam, was bei seinen Groseltern und Eltern gebräuchlich gewesen war; das allein war gut, alles andere nicht, daher hatte ihn all sein Reichthum nicht bewegen können, ein neues Haus zu bauen, oder etwas zu ändern, er hielt nur alles im guten Stande, lies es aber sonst gerad so, wie ers gefunden hatte. Wäre sein Urgrosvatter wieder gekommen, er wäre noch immer da zu Hause gewesen.

Er war ein reicher Mann, doch aber nicht geizig: denn er konnte recht wohl den Armen Gutes thun, aber auch den Armen, die noch von der alten Welt waren. Junge Leute, die durch Ausschwei-

fungen elend geworden waren, die nun vielleicht die liebreiche, wohlthuende und leitende Hand des Christen noch zur wahren Tugend zurück geführet haben würde, die mochten krepiren, wie er zu sagen pflegte. Kaufleute, die Perücken mit Beuteln oder frisirte Haare trugen, waren bei ihm schon auser Kredit, weil er gewiß glaubte, daß sie ihr neumodischer Staat zum Banquerot führen werde.

Eben so dachte er schon als Knabe und Jüngling, er kleidete sich wie sein Grosvatter und wie sein Vatter. Die ganze Welt war ihm zu neumodisch, und daher in den Grund verdorben: denn jede neue Veränderuug hies er Verdorbenheit. Als der Fürst einen neuen Kanal quer ins Land hinein graben lies, um eine herrschaftliche Aue damit wässern zu können: so murrete er über diese Neuerung, (denn der Kanal kam nicht weit von seinem Gute vorbei) weil er nun die alte Aussicht verändert sah.

Alle Mägdchen in der Gegend waren ihm auch zu neumodisch, er hat an allen einen Ekel; daher gieng er im Gebirge herum, wo er wußte, daß da noch die alten Sitten herrschten, und suchte dort reiche Bauern, deren ihre Töchter betrachtete er, um eine aufzusuchen. Gleich und gleich gesellt sich; so gieng es auch hier, er fand eine Haushaltung, und in derselben die älteste Tochter nach seinem Geschmacke; diese gefiel ihm aber nicht so sehr wegen ihrer Schönheit, denn die war mittelmäßig, sondern vielmehr wegen ihrer Kleidertracht, denn seine Mutter war eben so gekleidet gewesen, als er noch ein Knabe war. Diese Person heirathete er, und zeugete mit ihr einen Sohn, der auch einen alten Namen haben mußte, daher hies er ihn Hans Jakob. Hernach bekam er auch eine Tochter, aber da wollte es nicht so gehen, wie ers haben wollte: denn die Frau Pfarrerin erboth sich, das Kind aus der Taufe zu heben, und so

mußte es auch ihren Namen haben; folglich hies das Mägdchen Theodora. Dietrich und seine Frau wußten nun nicht, wie sie das Kind nennen, oder wie sie ihm rufen sollten. Theodora war ihnen zu lang, das verkürzte Wort Dore war ihnen unbekannt, auch fielen sie nicht darauf; nach und nach fand sich ein Wort, sie nannten das Kind Thier und Thierchen. Das wurde nun von der ganzen Nachbarschaft angenommrn, man hies es Dietrichs Thierchen. Die Frau Pfarrerin erfuhr endlich, daß man ihre Gothe Thier hies. Das ärgerte sie, sie befahl, man sollte Dore sagen, aber es war nun zu spät.

Hans Jakob und seine Schwester Thierchen wuchsen nun zusammen auf. Dietrich bekam keine Kinder mehr, verdiente aber immer mehr Geld, so daß er endlich sehr reich wurde; er lies seine Kinder blos in die benachbarte Dorfschule gehen, da lernten sie beide lesen, schrei-

ben, rechnen, und die Religionskenntnise oder den Katechismus, so wie man es in dergleichen Schulen gewohnt ist. Dietrich hatte keine weitere Absicht, sein Hans Jakob sollte gerad das werden, was er war, und sein Thierchen sollte seiner Frauen ganz ähnlich bleiben, so lang sie lebte, das war seine unwiderrufliche höchste Willensmeinung. Die Kinder kleidete er auch gerad nach der Mode, die er von seinem Grosvatter und Grosmutter her gewohnt war. Aus eben diesen Grundsäzen rührte es auch her, daß er sie mit niemand umgehen lies: denn er befürchtete, sie möchten von andern Leuten allerhand Moden und Gewohnheiten lernen, die ihm zuwider wären. Daher war Dietrichs Haushaltung gar einsam, jedermann scheuete ihn und seine Familie: denn man hielt sie für Menschen aus einer andern Welt, oder für eigensinnig, man hatte keine Freude an ihnen, und ärgerte sich, wenn man ihn oder seine Frau, oder

auch

auch eines von seinen Kindern sah. Dietrich war wohl damit zufrieden, denn er mochte auch mit niemand weiter umgehen, als es die Noth erfoderte, ja es ward endlich zum Religionsgrundsaze bei ihm. Er erklärte alles für Verderben in der Welt, was nicht mit seinem eigensinnigen Kopfe übereinstimmte, und nach diesem Leiste formte er seine ganze Religion, er las die Schriften der Alten; nun daran that er wohl, aber er beurtheilte sie nicht nach ihrem innern Werthe, sondern nach ihrem Alter. Da kam es nun nicht einmal immer auf das Alter der ersten Ausgabe an, sondern ein alter Einband und alter Druck, wo noch das U V, oder das V U hies, war so seine Sache, und erbaute ihn bis zu tiefen Seufzern.

Die beiden Kinder waren allso zwo Maschinen voller schlafenden Fähigkeiten, nichts wurde an ihnen ausgebildet, sie zeigten überall, wo sie erschienen, das Aeusere eines menschenfeindlichen Dumm-

kopfes, überall wich man ihnen aus; so blieben sie, bis **Hans Jakob** 18, **Thierchen** aber 16 Jahre alt ward.

Um diese Zeit trug es sich zu, daß **Hans Jakob** und seine Schwester Lust bezeigten, die Groseltern und die Vettern und Basen im Gebirge zu besuchen, das konnte nun der Vatter wohl leiden: denn da lernten sie nichts, das ihnen nach seiner Meinung schädlich wäre. Indessen begegnete ihnen doch auf diesem Wege etwas, das **Dietrichs** Ziel ganz verrückte.

Des Samstags Morgens vor Pfingsten machten sich **Dietrichs** beide Kinder auf den Weg; denn sie hatten etwa 8 Stunden zu reisen. Da es nun sehr heis war, so wollten sie früh gehen, damit sie um 10 Uhr bei einer Base seyn möchten, die auf halbem Wege wohnte, um hernach gegen Abend in der Kühle zu den Groseltern kommen zu können. Sie giengen allso von ihren Eltern fort, und wanderten übers Feld gegen das Gebirg zu. Es

war angenehm, sommerkühl, über dem Rheine hin ruhte eine unabsehbare Nebelwolke, über dem Gebirge ostwärts glänzte, wie blizendes Gold, der Dunstkreis der Sonne, und indem er immer weißglühender wurde: so vergoldeten sich schon in der Ferne die Kirchthürne in der Morgensonne, und man bemerkte schon meilenlange Sonnenstralen, wie sie über die Fluren hinstrichen.

Es ist wahr, Hans Jakob und seine Schwester Thierchen hatten nie in ihrem Leben daran gedacht, daß ein solcher Morgen schön sei; das war ihnen aber auch gar nicht zu verdenken: denn durchgehends bemerkt der Landmann die prächtige Natur nicht, er hat keine Empfindung für sie, oder er ist ihrer gewohnt; so bald man aber auf dem Lande ein Gemüth entdeckt, das von den Scenen der Natur gerührt wird, so schreibe man den Namen auf, er ist merkwürdig, oder er wird es gewiß.

Unsere beiden Kinder hatten allso keinen Namen für das Gefühl, das sie jezt durchschauerte, sie befanden sich in einer Art von Entzückung, die sie nicht nennen konnten, daher arteten sie in Schäckerei aus, sie jagten sich auf dem Felde umher, lachten und jauchzten. Bei solchen Gelegenheiten kommen aber mehrere Umstände zusammen: das Vergnügen, seine Blutsfreunde zu sehen, ist unter Landleuten vorzüglich rein und erhaben, besonders wenn keine Familienzwiste obwalten. Hernach leiden erwachsene Kinder immer am mehrsten in den Jahren, wo die Natur zur Selbstherrschung aufstrebt, die Eltern aber den Commandostab noch nicht ablegen wollen. Können sie dann ein Paar Tage von den Eltern wegkommen, so schmecken sie die süse Freiheit, und es ist ihnen wohl. So war es allso jezt Dietrichs Kindern, und da war es kein Wunder, daß die schöne Natur ihren Jubel erhöhte, sie drückten das auch beide mit dem Laute

aus: Heute ist es schön Wetter! Das ist das Kunstwort des Landmannes, womit er das Nämliche benennt, was der Schöngeist mit den Worten: Wie schön ist die Natur! sagen will. Das Schäckern dauerte nicht lang, denn die Schönheit der Schöpfung hat im Frühlinge so etwas Zärtliches, sie stimmt den Menschen zur Liebe oder zur Vertraulichkeit. Die beiden Kinder giengen allso neben einander, und schütteten ihre Herzen gegen einander aus: Thiere! fieng Hans Jakob an: guck! da hab ich dir so manchmal drüber nachgedacht, schau, unser Vatter ist denn doch zehen hundertmal reicher, als der Böttger, und da betracht mir einmal des Böttgers Karl und seine Mine, sind denn doch bei meiner Seele Leute, daß es eine Art hat. Die Mine sizt im vornehmsten Stuhle in der Kirche, trägt schönere Kleider, als die Frau Pfarrerin, und der Karl — schwere Hacke! der geht frisit mit einem Haarbeutel, hat

Manschetten, und so allerhand, dagegen sehen wir aus, wie die Bettelkinder, und doch ist der **Böttger** eben so gut ein Kornhändler, wie mein Vatter, er handelt nicht halb so viel, ist auch nicht halb so reich. Schau, wenn ich mich nun einmal verheirathen will, die Zeit wird doch meiner Six! auch endlich einmal kommen; ja, da darf ich dir nicht hinriechen, wo der **Böttgers Karl** hingeht, da muß ich mir dann so ein alt Mütterchen von zwanzig Jahren suchen. Guck, **Thiere**! wir kommen dir doch, hol mich Gott! kein Haar weiter in der Welt. Was sagst du? **Thierchen** antwortete auf diese sehr pathetische Rede: Hör, **Hans Jakob**! alles, was du so ernstlich daher predigest, das habe ich schon lang gewußt; aber weist du was, ich dachte, wenn ich dahinten in der Kirche saß, in meinem Wämschen von braunem Scharsche, und **Böttgers Mine** dort vorn in zizenen Kleidern? Was ich dann dachte, das will ich dir jezt eben so

ernstlich sagen, wie du mir das Deine gesagt hast: Sieh, Hans Jakob! du weist doch wohl, daß die Kinder den Eltern gehorchen müssen, was sollen wir denn thun, da gieb einmal Rath? Denn schau, entlaufen dörfen wir nicht, und das hilft uns auch nicht, da haben wir kein Geld und nichts, und so können wir auch nichts ändern, denn du weist, wie mein Vatter und Mutter sind. Das ist doch, hol mich Gott! ein Elend, fuhr Hans Jakob fort, da hast du all recht, Thiere! aber was sollen wir denn doch machen, so halt ichs doch auch, hol mich Gott! nicht aus, da geh ich fort in Krieg. Thierchen versezte: Ei, du in den Krieg! da thätst du was rechts; du sagst viel von Böttgers Karl, da würdest du was, wenn du ein Soldat würdest. Nein, ich geb dir einen bessern Rath: guck, Junge! da liegt mir immer so was in der Seele, das hab ich seit der Zeit drauf, als ich in der Bibel las, wie's dem David ergangen ist, der

war ein Schäfer und ward ein König, dazu halfen ihm seine Eltern nicht, aber unser Herr Gott thäts, der Junge war fromm, und bethete fleisig, und da machte unser Herr Gott etwas aus ihm: so will ichs auch machen, unser Herr Gott regiert doch alles. Da hast du wohl all recht, Thiere! erwiederte Hans Jakob; aber davon begreif ich noch nichts, wie das zugehen soll; da ists, hol mich Gott! noch ein grose Frage, ob gerad unser Herr Gott haben will, daß wir ein wenig aus dem Drecke heraus kommen sollen. Da denk ich ganz anders, fuhr Thierchen fort; kannst du das denn nicht an den fünf Fingern zählen? Guck, daß wir beide einsehen, daß es unser Vatter und Mutter nicht recht mit uns machen, ist ein Zeichen, daß wir in dem Stücke mehr Verstand haben, als sie, und wenn wir mehr Verstand haben: so giebt uns Gott auch mehr Glück, wenn wir es nur recht angreifen, und da glaub ich, das Angreifen

besteht darin, wenn wir still sind, brav bethen, brav arbeiten, und thun, was uns unsere Eltern sagen. Dem guten Hans Jakob wollte das Ding doch noch nicht recht in den Kopf, er sahe wohl ein, daß seine Schwester recht hatte, doch schien ihm der Weg zum Glücke viel zu langweilig, er wäre gern so gleich hinauf geklettert. Die beiden guten Kinder gelangten indessen unter Gesprächen von der Art ins Gebüsche, unter dessen Schatten sie fortwallten: denn die Sonne glühete nun über Berg und Thal hin, und der Rheinnebel war verschwunden.

Indem sie so für sich fortgiengen, und nun der Fuspfad anfieng den Berg hinauf zu gehen: so sahen sie einen Herrn links am Wege stehen. Er mochte 22 Jahr alt seyn, sein Gesicht war männlich, schön und edel, seine Kleidung nicht prächtig, aber reinlich und fein; er hatte eine Flinte in der Hand, und schien einem Hasen aufzulauern. Hans Jakob und seine Schwe-

ster kannten diesen Herrn nicht, sie hatten ihn nie in der Kirche gesehen, und weiter erstreckte sich ihre Bekanntschaft nicht. Sie grüsten ihn mit einem freundlichen guten Morgen, der Fremde dankte ihnen eben so freundlich. Anfänglich urtheilte er aus ihren Kleidern, sie müßten geringe Bauersleute seyn; als sie ihn aber grüsten, und er ihnen ins Gesicht blickte, so stralte ihm aus beiden Gesichtern, besonders aber aus Thierchens Minen ein unbekanntes herrliches Etwas entgegen. Versäumte oder niedrige Erziehung, geringe bäuerische oder altfränkische Kleidertracht können zwar einen edeln Geist umhüllen, daß er dem gewöhnlichen Beobachter entwischt, aber dem Menschenkenner nie. Er, der so viele Menschen sah, und gewohnt ist, aus ihren Handlungen auf ihren Karakter zu schliesen, und diesen wieder mit den Gesichtszügen des Handelnden zu verbinden, muß etwas ahnden, so bald er Züge in einem unbekannten Gesichte entdeckt,

die ihm gewohnte Begleiter groser edler Seelen sind. Dies ist die fruchtbarste Quelle der Physiognomik.

Der Fremde bemerkte diese hoffnungsvolle Geister nicht so bald, als ihm seine Hasenjagd verleitet war. Er gehörte zu der seltenen Menschenklasse, die nicht nur wissen, sondern auch fühlen, was in diesem Leben ihr Beruf ist, um in jenem Künftigen das zu werden, was ein menschlicher Geist in einem ihm angemessenen Körper werden kann, wenn er dem Endzwecke seiner Erschaffung ganz entspricht. Da er nun nichts zu versäumen hatte, so glaubte er nichts bessers thun zu können, als die beiden Kinder ein Stück Weges zu begleiten, um seine Menschenkunde zu vermehren, oder auch den beiden Leuten, die er mit Recht für rohe Naturmenschen ansah, nüzlich zu seyn. Guten Leute! fieng er an, wo geht ihr hin?

Hans Jakob. Wir gehen zu unsern Groseltern.

Der Fremde. Ist das weit?

Thierchen. Ein Stund'er acht.

Der Fremde. Wo seid ihr her?

Hans Jakob und Thierchen zugleich. Wir gehören dem Dietrich von der Linden. Der Fremde drehte sich um, stand vor sie hin, und sagte: Ei Herr Jeh! dem reichen Kornhändler?

Hans Jakob. Ja, Herr! kennt ihr den?

Der Fremde gieng nun wieder fort, und antwortete: nein, ich kenne ihn nicht, aber viel habe ich schon von ihm gehört. Kinder, ich gehe ein Paar Stunde mit euch.

Thierchen. Das ist uns recht lieb, wenn ihr nur nicht müde werdet; die Herren sind des Gehens nicht gewohnt.

Der Fremde. Ich bin doch des Gehens gewohnt; aber warym ist's ihr denn lieb, mein gutes Mägdchen, wenn ich mitgehe?

Thierchen. Ei, so haben wir ja gute Gesellschaft.

Der Fremde. Woher weis sie das, daß ich eine gute Gesellschaft bin?

Thierchen. Ach das sieht man einem gleich an, wenn man ihn auch sonst nicht kennt.

Der Fremde. Da versteht sie eine grose Kunst, wenn sie den Leuten ansehen kann, ob sie gut sind.

Thierchen. Ja, es könnte doch aber auch fehlen. Wir hatten einmal einen Knecht, der sah wohl recht fromm aus, und endlich bestahl er uns doch, und gieng fort. Das hätte man dem Kerl nicht ansehen können, und wenn man auch beide Augen in die Hände genommen hätte.

Hans Jakob. Da sagst du was, Thiere! das du nicht weist. Haben wir beide denn nicht oft davon gesprochen, der Kerl möchte so gut und so brav sprechen, als er immer wollte: so könnten wir ihn doch nicht leiden, und ich konnt ihn auch, hol mich Gott! nicht leiden, er war ein Suppenverdiener, ein Tellerlecker.

Thierchen. Das ist gewiß auch wahr, daran dacht ich mehr; ich sag es und bleib

dabei, man kanns den Leuten ansehen, was darin steckt.

Der Fremde. Ja, eben sehe sie, liebes Mägdchen! so, wie ich da bin, könnt ich doch ein Schelm seyn, ich könnte süs und freundlich mit ihr reden, könnte ihr viel schöne gute Worte sagen, könnte sie vielleicht ver — verführen.

Thierchen. Nein, Herr! verführen könntet ihr mich nicht.

Der Fremde, welcher voran gieng, drehete sich um, stand und lächelte ihr ins Gesicht, und antwortete: Nicht? warum nicht?

Thierchen. Das will ich euch sagen. So bald ihr süs und freundlich mit mir redet, so, als wenn man sich heirathen will, so dächte ich: schau der Herr kennt dich ja nicht, und spricht doch so, der kanns nicht gut meinen, und weil er es nicht gut meint, so ist er ein Schelm, und da müßte er auch schelmische Augen haben, womit man so die Leute nicht recht angu-

cken darf, und die habt ihr nicht; so einem Herrn würde ich immer zehen Schritte vom Leibe bleiben.

Hans Jakob. Da hast du recht, Thiere! und wenn er ganze Knochen behalten wollte: so müßte er mir auch auf zehen Schritte nicht zu nahe kommen.

Der Fremde lachte herzlich, aber er merkte, daß Thierchen ein herrliches Mägdchen war, und das freuete ihn von Herzen, so wie's jeden braven Mann freuen muß, edle Seelen zu finden. Er sezte das Gespräch fort, und sagte: ich höre, ihr Vatter sei ein sehr reicher Mann, und da wundere ich mich, daß er sie beide nicht ein wenig anders kleidet, und sie nicht ein wenig anders erzogen hat.

Hans Jakob. Herr! davon haben wir eben so unter uns gesprochen, das verdrießt uns auch, aber was sollen wir anfangen? Da die Thiere sagte: wir müßten halt Geduld haben, und das wird mir, hol mich Gott! schwer, da möchte

ich gern heraus in die Welt, es ist mir zu Hause so, als wenn ich im Nothstalle stünde, ich möchte als gern einmal hinten ausschlagen, die Armen und Ellenbogen ein wenig ausrecken, und über einen Zaun springen, aber es will daheim nicht gehen, ich stos überall wieder, und das halt ich doch, hol mich Gott! nicht immer aus.

Thierchen. Nun Herr! sagt mir, hab ich denn da nicht recht? wenn er dann nun fortläuft, was hat er dann? da kann er ja wieder nichts machen; und man soll auch den Eltern kein Herzeleid machen, da ist kein Segen bei.

Der Fremde. Hört, Kinder! ihr freuet mich, ich sehe, es steckt Geist und Kraft in euch; seid nur zufrieden, der Geist und die Kraft werden sich so da durch kämpfen, daß es euch doch am Ende recht gut gehen wird, dafür will ich euch Bürge werden.

Die beiden Kinder freueten sich, als sie den vornehmen Mann so reden hörten.

Noch

Noch nie hatte so ein Mensch freundlich mit ihnen geredet: denn da sie altfränkisch gekleidet, und schlecht erzogen waren: so sah sie ein jeder für dumme und geringe Leute an, und gieng allso bei ihnen vorüber, ohne sich an sie zu kehren. Der rechtschaffene Mann könnte viel in der Welt ausrichten, wenn er nicht blos auf die Aussenseite der Menschen sähe, sondern durch diese Hülle des Geistes durchblickte, und immer ins Innerste zu dringen suchte. O wie manchen edeln Geist würde er da entdecken, und dessen schleunigere Entwickelung befördern. Es ist wahr, eine gute Seele wird immer eine gute Richtung in dieser Welt nehmen, aber ihre Entwickelung und Vervollkommnung geht ohne fremden Beistand langsamer; und was kann allso der Christ, der Weise besser thun, als wenn er bei seinem Nebenmenschen diese Erhöhung bewürken hilft? Wahrlich, das sind Allmosen, die die leibliche Unterstüzung so weit übertref-

fen, als der Adel der Seele die Vollkommenheit des Leibes übertrift.

Der Fremde schwieg eine Weile, sein Herz entbrannte in ihm für Liebe und Wohlwollen gegen diese jungen Leute. Gern hätte er alle seine Kräfte angestrengt, sie zu bilden, allein er sah keinen Ausweg. Die Schranken, womit sie der Vatter so eng umzäunt hatte, und die er aus ihrem Betragen und ganzen Daseyn schon halb errieth, stunden ihm gewaltig im Wege, er kannte den Eigensinn solcher Menschen aus vielfältiger Erfahrung. Indessen wollte er die Kinder doch noch weiter ausforschen, daher fuhr er fort:

Woher kommts denn doch, meine Lieben! daß ihr nicht zufrieden mit euern Eltern seid? fehlt euch denn etwas?

Hans Jakob. Ich hab's euch schon eben gesagt; seht, das thut uns weh: unser Vatter ist so reich, als da der Böttger zu Dielshorn seyn mag, aber dem Böttger sein Karl und seine Mine sind,

hol mich Gott! gräfliche Kinder, und wir sind Bauern! * * *; sie sehen uns gar nicht an, und andere Leute auch nicht, und wir sind doch, hol mich Gott! eben so viel, wie sie. Ich mags wohl leiden, daß sie vornehm sind, aber ich möchte es doch auch seyn.

Während der Zeit, daß **Hans Jakob** so redete, bekam **Thierchen** einen Trieb, ihr Halstuch zu besehen, ob es auch in Ordnung sei; sie befürchtete auch sehr, ihre altfränkische Haube möchte nicht recht sizen. Jezt entstand auf einmal ein Gram in ihrer Seele über ihren Anzug; ein Gram, den sie noch nie empfunden hatte. Tausend Thaler hätte sie darum gegeben, wenn sie jezt schön und modisch gepuzt gewesen wäre: denn der Fremde gefiel ihr im Herzen, sie vermuthete auch mit Recht, wenn er just kein Edelmann wäre, so sei sie immer gut genug für ihn; wenn sie nur nach der Mode gekleidet gieng, und eine ordentliche Erziehung genossen hätte.

Denn an Schönheit und Reichthum fehlte es ihr ganz und gar nicht; sie war gewiß ein Mägdchen, so wie sie da gieng und stund, von fünfzig tausend Thalern.

Der Fremde antwortete dem Hans Jakob auf seine Klage: mein lieber Freund! wer weis, ob es nicht besser für euch beiden Kinder ist, wenn ihr ein wenig zurück gehalten werdet, unser Herr Gott macht alles wohl; er wird euch auch noch glücklich machen.

Thierchen, Ich hoffs auch; aber denkt einmal hin, lieber Herr! zum Exempel: wir können auch recht brave Leute werden, die andere Leute glücklich machen können, dazu hat uns unser Herr Gott Geld und Gut gegeben; aber so gehts nicht an, da wird mich ein Mann, so wie ich ihn gern hätte, mit all meinem Gelde doch nicht suchen. Denn für vornehme Leute schicke ich mich nicht, und für gemeine Leute bin ich zu reich, kann auch mit meinem Gelde nichts rechts ausrichten.

Der Fremde. Ei, sage sie mir doch, liebes Mägdchen! wie müßte denn der Mann beschaffen seyn, der sie heirathen wollte?

Thierchen. Er müßte ein frommer braver Pursch seyn, der etwas gelernt hätte, er müßte verstehen, das Geld zu gebrauchen, er müßte hübsch ansehnlich seyn, sich etwas vornehm kleiden, so, wie ihr gekleidet seid, er müßte sehr freundlich seyn. O! ich weis nicht, was er alles seyn müßte, nur müßte er mir kein bös Wort geben, sonst würde ich krank, ich würde ihm auch keines geben.

Hans Jakob. Thiere! Thiere! das ist zu viel, ich denke nicht, daß dir unser Herr Gott einen Mann malen wird.

Der Fremde. Laß er sie gehen, guter Freund! der liebe Gott wirds wohl machen.

Thierchen. Ja, aber wenn ich nun just einen Mann lieb kriegte, der ein Edelmann wäre, das wäre ein Unglück. Ihr seid doch wohl kein Edelmann?

Der Fremde fühlte Herzklopfen. Der Anfang war fühlbar. Nein, liebes Mägdchen! ich bin kein Edelmann; aber ich könnte doch ein liederlicher Mensch, ein Betrüger seyn.

Thierchen war betroffen, sie trat hervor, gieng dem Fremden zur Seite, sah ihn freundlich ins Gesicht, und sagte: ich werde mich in einen verborgenen Winkel stellen, wo ihr mich nicht sehen könnt, und dann zusehen, was ihr macht. Weis ichs dann, daß ihr kein Betrüger seid —

Der Fremde. Nun was dann?

Thierchen. Je nun! so lieb ich euch, als einen braven Herrn, und bitte Gott, daß er mir so einen Mann geben wolle.

Der Fremde schwieg, aber aus jedem Auge rollte eine Thräne die Wange herab. Thierchen bemerkte diese Thränen, und ihr ganzes Herz zerschmolz, auch ihr drang Wasser in die Augen, doch konnte sie nicht begreifen, warum der liebe Fremde weinte. Ihr war bange, das möchten furcht-

bare Thränen für sie seyn. Daher fragte sie: lieber Herr! warum habt ihr nasse Augen? Er antwortete: es rührt mich, daß sie ein so gutes Mägdchen ist. Das gefiel Thierchen aus der Nasen.

Jezt fiengen alle drei an zu denken, keines redete ein Wort. Hans Jakob und seine Schwester versezten sich in eine süse Zukunft. Da gaukelten die schönsten Träume vor ihren Seelen, wenn sie sich dann besonnen, daß es nur Träume waren, so ärgerten sie sich über ihre Eltern.

Der Fremde gieng vor ihnen her, und dachte auch; er machte aber wichtige Plane auf die Zukunft, und wir thun wohl, wenn wir warten, bis sie sich nach und nach entwickeln. Thierchen hätte nun gar zu gern gewußt, wer der Fremde wäre, und wie er hies? Der Fremde antwortete auf ihre Frage: wer ich bin, das soll sie wohl erfahren; bis dahin heis ich Hofmann. Ich will ihn allso auch so lang Hofmann nennen, bis es ihm selbst ge-

fallen wird, seinen rechten Namen zu entdecken.

Hans Jakob hatte bei dem allen seine eigene Gedanken. Hm, fieng er endlich an, das ist doch ein sonderbares Ding; der Herr Hofmann da spricht mit dir, Thiere! schon viel bekannter, als mit mir; er lächelt dich an, mich nicht. Nun bin ich wohl so dumm nicht, ich kanns begreifen, und doch begreif ichs, hol mich Gott! nicht ganz. Denn schau, Thiere! da gieng ich eine Weile mit des Herrn Pfarrers Louise, die sagte mir kein Wort, mir nichts, dir nichts, und mir deucht, das hätte doch des Pfarrers Louise wohl thun mögen.

Hofmann. Ja, guter Freund! da irrt er sehr. Die Frauenzimmer fangen nicht an zu reden, das kommt den jungen Herren zu.

Hans Jakob. Ha, ha! Ja, aber — wie wars denn? — Nun jezt weis ichs: ich hatte das Herz nicht; denn seht, weil

ich so schlecht gekleidet bin, und mit hübschen Leuten nicht zu reden weis: so halt ich lieber das Maul, und weis nicht, was ich sagen soll.

Hofmann. Hört, ihr lieben Kinder! seid ihr nur freimüthig, nicht blöd, aber auch nicht grob, handelt und redet, wie es euch gut dünkt.

Unter dergleichen Gesprächen legten unsere drei Reisende einen Hügel, einen Berg, ein Thal nach dem andern hinter sich. Zwischen 10 und 11 Uhr erstiegen sie einen hohen Berg, auf dessen Spize sie weit und breit um sich her sahen: dort in blauer Ferne lagen Städte und Dörfer in der Menge, durch die weite Ebene strömte der gewaltige Rhein in seinen grosen Krümmen, in ihm spiegelte sich die blaue Klarheit des Himmels mit unaussprechlicher Herrlichkeit. Es ist ein unersezlicher Schade für die Menschheit, daß die Schönheiten der Schöpfung so wenig bemerkt werden: man ist ihrer gewohnt.

und man hat mitten im Tempel der Gottheit ewige Langweile; selten ist hie und da ein gefühlvolles Herz, das im Anblicke der unzählbaren Idealen wahrer Schönheiten zerschmelzt, und den Schöpfer preist.

Thierchen war müde, sie äuserte das durch ein Paar mühsame Schritte, und durch ein Aechzen. **Hans Jakob** sagte: raucht der Herr keinen Taback, damit zog er einen altfränkischen, stark mit Silber beschlagenen, meerschaumenen Pfeifenkopf mit einer handlangen Röhre aus der Rocktasche, zugleich auch eine strohgelbe Rinderblase, die ihm Thierchen mit rosenfarbenen Band eingefaßt, auch ein Paar Grasblumen darauf gestickt hatte.

Der Fremde sagte: ja, ich rauche auch, laßt uns hier unter die Maibuche sizen; mit diesen Worten sezte er sich. Thierchen sezte sich getrost neben ihn, **Hans Jakob** aber stüzte sich auf seinen starken Dornenknittel unter den Arm, und stopfte. Indessen zog **Hofmann** auch seinen neu-

modischen, mit Silber beschlagenen, meerschaumenen Kopf heraus, steckte ihn an eine ehlenlange Röhre, welche mit Perlenmutter eingelegt war, und die er aus lauter Stücken zusammen schraubte. Hans Jakob hatte nun gestopft., er reichte mit Zuversicht seine Blase hin, da, sagte er, stopfe der Herr mit mir, es ist vom besten Knaster. So, versezte Hofmann, hat da der Vatter nichts gegen, wenn man Knaster raucht? O nein! erwiederte Hans Jakob, der ist ja schon vor hundert Jahren geraucht worden.

Hofmann. So ist allso der Vatter nicht geizig?

Thierchen und Hans Jakob zugleich: er ist ganz und gar nicht geizig, wenns nur altfränkisch ist, was er kauft.

Nun legte sich auch Hans Jakob auf den Rasen hin, so lang er war, und stüzte sich dabei auf seinen linken Ellenbogen. Hofmann schaute erst in die Welt, und schien versunken zu seyn ins Wonnegefühl

der Allgegenwart Gottes. Thierchen sah ihm unverwandt ins Gesicht, endlich sagte sie: Herr Hofmann, warum sprecht ihr nicht?

Lieben Kinder! antwortete er, wie ist die Welt so schön, ich denk so darüber nach, das hat alles unser Herr Gott gemacht, wie gros, wie schön, wie gut muß er seyn! Ja wohl, antworteten beide. Thierchen ergriff ihn an der Hand, sah ihn zärtlich an, und sagte: gelt, ist nicht alles um uns her jezt wie ein Garten? aber in dem Garten ist eine Blume, schöner wie das alles, die ich gern pflücken, und an meine Brust stecken möchte. Hiebei drückte sie ihm, kaum merkbar, die Hand. Dem guten Hofmann stürzten Thränen aus den Augen. Himmlisches Mägdchen! sagte er; sie drückte ihm abermal die Hand, und schwieg. Hans Jakob zog einen grosen Mund voll Rauch, blies ihn in die Welt, und sagte: was ihr beide da sagt, davon versteh ich, hol

mich Gott! kein Wort! — Hofmann lächelte, und Thierchen versezte: Hans Jakob! du sollst noch wohl einmal Ohren für so etwas bekommen.

Indem sie so da saßen, stieg ein Bauer in einem abgeschabten alten Rock den Weg herauf, den sie gekommen waren, er sah müde und traurig aus. Als er herbei kam, grüste er die drei mit einem guten Morgen, und wollte vorüber gehen. Halt! rief Hans Jakob, hier giebt man Zoll! Der Bauer guckte ihn ernst an, als wollte er sagen: mir ists nicht um Spas, und schritt weiter; allein der Pursche hielt ihm den Dornenstock vor, und sagte: ich sehe, daß ihr raucht, Nachbar! sezt euch einen Augenblick, ich will euch eins stopfen lassen. Nun, wenn ihr das wollt, antwortete der Bauer, denn er roch den Knasterdampf. Er sezte sich allso gegen die drei über, an die andere Seite des Weges; Hans Jakob ballte die Tabacksblase zusammen, und warf sie ihm zu. Als der

Bauer gestopft hatte, stund er steif auf, und brachte sie ihm, mittlerweile zündete Hans Jakob ein Bischen Schwamm an, und indem er es dem guten Manne hinreichte, sagte er: nu! wo wollt ihr hin? Er seufzte, sezte sich wieder an seinen Ort, und antwortete: ja, da thue ich einen betrübten Gang, ich bin meinem Grundherrn noch zwanzig Gulden Pacht schuldig, ich habe ihn immer richtig bezahlt, aber dies Jahr starb mir mein Stall an der Viehseuche fast aus, da kann ich nun nicht zurecht kommen, ich habe alles wieder an Vieh gelegt, ich habe ihm auch schon 60 Gulden nach und nach gebracht, aber die übrigen 20 Gulden kann ich nun nicht beibringen. Wir haben alles bei den Juden versezt, um uns zu helfen, nun habe ich nichts mehr; da habe ich nur noch zwo Kühe, soll ich nun wieder eine verkaufen, um der zwanzig Gulden willen, ja, da habe ich armer Mann mit Frau und Kindern nichts zu essen. Da schickt mir nun

der Herr einen Befehl zu, wenn ich in zween Tagen nicht bezahle, so will er mir eine Kuh aus dem Stalle wegnehmen lassen; nun geh ich jezt hin, und will anhalten, wie ein Stein am Wege, will nicht weggehen, bis er mir noch etwas Zeit gegeben hat.

Hans Jakob war während der Zeit aufgestanden, hatte seinen Stock unter den Arm gestüzt, und sich vor den Bauern hin gestellt. Nein, hol mich Gott! nicht, wahrhaftig nicht, der Fl * * vom Herrn soll keine gute Worte haben, da müßte ja kein Geld mehr in der Welt seyn; wer ist der Satan?

Der Bauer sperrte Nase und Maul auf, sah den Hans Jakob starr an, und sprach: sachte, sachte, Junge, schilt mir meinen Herrn nicht, er sei wie er will, es geht dich doch nichts an. Was antwortete Hans Jakob, nu ja, ihr seid besser als ich, wenn ihr den Mann noch lieb haben könnt, indessen denk ich doch das Meine

dabei. Hiemit griff der Pursche in den Sack, zog ein ledernes Beutelchen heraus, schnürte es langsam auf, guckte Thierchen an, und sagte: was meinst du, Thiere! Das Mägdchen nickte ihn an, und sagte: wenn wir nicht auskommen, so giebt es Leute, die uns leihen und borgen, Rübsaamen giebt es allenthalben zu kaufen: (dazu hatte ihnen der Vatter Geld und Commißion gegeben). Jezt griff Hans Jakob ins Beutelchen, zog vier Dukaten heraus, und sagte: da Nachbar! jezt geht hin, und bezahlt den Satan von Mann, es thut mir, hol mich Gott! webe, daß er das schöne Geld bekommt, aber euch muß doch geholfen seyn. Wann sind eure Pachtjahre aus? Der Bauer wußte nicht, wie ihm geschah, er sah den Purschen vom Haupte bis zum Fuse an, getraute sich nicht recht, das Geld zu nehmen, doch nahm ers, und sagte mit Thränen: gehen denn die Engel wie Bauernpursche gekleidet, oder wie ist es? Hans Jakob versezte:

sezte: ich bin kein Engel, sagt mir nur, wann eure Pachtjahre aus sind? Ich habe noch ein Jahr, ohne dies, erwiederte der gute Mann; nu dann, fuhr Hans Jakob fort, so bringt dem Kerl das Geld, und sagt ihm den Pacht auf, ich bin Dietrichs von der Linden Sohn, ich will euch ein gut Pläzchen schaffen. Der Bauer wußte nicht, was er sagen sollte, Thierchen gieng zu ihm, drückte ihm die Hand, und sagte: geht in Gottes Namen, raucht eure Pfeife Tabak mit Freuden, uud danket Gott.

Hofmann sah das alles. Als der Bauer fort war, da stund er auf, küßte den Hans Jakob und sagte: jezt gehe ich nach Hause, ihr beide seid Engel, und ich sage euch — doch ich will, ich darf nichts sagen; ich bin euer Bruder. Nun küßte er auch Thierchen, schloß sie in seine Arme, und fuhr fort: himmlisches Mägdchen! ich will Gott bitten, daß er mir dich zur Braut schenkt, ich gehe, aber ich werde bald bei euch seyn.

Hans Jakob hatte Thränen in den Augen, ja, ja, antwortete er, soll mich Gott holen! so einen Schwager hätte ich um mein Leben gern; haltet aber Wort. Ja, versezte Hofmann, gewiß; mir ist am meisten daran gelegen. Thierchen weinte, und sagte: ich küsse euch noch einmal, Herr Hofmann! und nun habe ich keine frohe Stunde mehr, bis ich euch wieder sehe.

Nun giengen die Kinder ihres Weges, und Hofmann auch.

Hans Jakob und seine Schwester Thierchen besuchten ihre Groseltern und Freunde, aber während den Paar Tagen dieses Besuches war ihr Geist und Herz nie bei sich selbst; sie hatten nichts in den Gedanken, als den lieben Fremden; tausenderlei Vermuthungen stiegen ihnen auf, wer er seyn möchte, und so oft sie nur einen Augenblick allein waren, redeten sie von ihm; über jedes Wort machten sie eine Auslegung nach ihrer Art, und da

die Liebe und Freundschaft jeden Gedanken ausgebahr, so wurde er in ihrer Einbildungskraft zum Engel. Sie kauften auch bei den Bauern den Rübsaamen auf, wozu ihnen ein Freund das nöthige Geld herschoß, und ein Paar Tage nach Pfingsten wanderten sie nach Hause.

So wenig Dietrich von der Linden die Welt kannte: so gut kannte er die Dinge, die beständig um ihn waren. Mehrere vernünftige Leute werden die Anmerkung gemacht haben, daß ein Mensch, dessen Erkenntniskreis von einem kleinen Umfange ist, um so viel genauer alle kleine Theile dieses Kreises bemerke und studire, je enger der Zirkel ist, in welchem sich seine Seele bewegt. In dieser Wahrheit liegt die Ursache der Pedanterei: ein Mann, der sich blos auf eine Wissenschaft legt, und nicht Fähigkeit genug hat, sie in ihrem ganzen Umfange zu fassen, wird allemal, wenn er zu stolz ist, seine kleinen Kräfte zugestehen, die kleinsten Wahrhei-

ten seiner Sphäre wichtig zu machen suchen, und sie werden auch in seinen Augen höchst wichtig seyn, weil er nichts Beträchtlichers kennt.

Dies war **Dietrichs** Fall. Das Geschlechtsregister seines Vieh's, seiner Hühner und Kazen, wußte er auf viele Jahre hinaus, und eben so fleisig bemerkte er ihre tägliche Geschichte, besonders aber war sein Pudel, welcher **Mordax** hies, ein sehr merkwürdiges Thier, er besaß fast Menschenverstand, und ich wollte niemand gerathen haben, das zu läugnen. **Dietrichs** Frau bekümmerte sich um das alles nicht, sie lebte so ihr Leben fort, that niemand nichts Böses, aber auch nicht viel Gutes, in ihren Geschäften war sie treu und rechtschaffen, im Uebrigen ließ sie Gott und ihren Mann sorgen.

Die beiden Kinder kamen am Abend nach Haus, Dietrich stand in der Hausthüre, und rauchte eine Pfeife Taback, er schauete gerad vor sich hin, und da seinen

Augen just eine alte Scheuer im Wege stund, so verweilten sie auf diesem Gegenstande; er dachte nach, wie der Zimmermann wohl geheisen haben möchte, der die Scheuer gebauet, was er alle für Gesellen dabei gebraucht habe; dann stellte er sich die Bäume vor, woraus man die Bretter und Pfosten geschnitten hatte, wie sie noch wuchsen, wie sie noch jung waren, wie die Eicheln, woraus sie entstanden, noch an den Mutterbäumen hiengen u. s. w. Plözlich entstund ein Geschrei, der kluge Mordax jagte im Hofe die Hühner auf, sie gackelten und flogen die Scheuer hinauf, dies störte seinen Gedankengang, er rief den Mordax herbei, und verwies ihm mit bittern Vorwürfen seine Unart. Der gute Pudel schämte sich, er nahm den Schwanz zwischen die Hinterbeine, und kroch beiseit. Gerad in diesem Augenblicke trat Hans Jakob mit seiner Schwester zum Thore herein, hier suchte der Pudel Trost, er sprang mit tausend Freuden

hin und her, und um die beiden alten guten Freunde hinauf, aber diese hatten was anders zu thun. Hans Jakob gab ihm eine Ohrfeige, und Thierchen schob ihn mit dem Fuse beiseit, sie giengen schnurgerad auf die Hausthüre zu. Der Pudel verwunderte sich, gieng in eine Ecke des Hofes, drehte sich ein paarmal herum, und legte sich nieder. Die Kinder grüsten den Vatter mit einem trockenen guten Abend, dieser dankte ihnen trocken; sie giengen allso fort die Treppe hinauf, um sich auszuziehen; Dietrich aber blieb an der Thüre stehen, und damit ihn die Scheuer nicht hindern möchte: so schaute er nun zum Thore hinaus über die Wiese hin, und überlegte, was seinen Kindern widerfahren seyn möchte: denn er hatte auf den ersten Blick in ihren Gesichtszügen eine Neuerung bemerkt, die ihm nicht gefiel. Dieser Umstand schien ihm eine wichtige Epoche in seinem Leben zu seyn. Der Wandel seiner Kinder war bis daher

so einförmig und so gewohnt gewesen, daß er jeden Morgen fast unfehlbar bestimmen konnte, welche Handlungen sein **Hans Jakob**, oder sein Thierchen den Tag über beginnen würde; in seiner Seele lag allso die Vorstellung, beide würden, so wie sie durchs Thor herein kämen, vor dem entgegen laufenden Hunde still stehen, ihn liebkosen, und dann fragen: was der Pudel während ihrer Abwesenheit gemacht habe? dann würde er ihnen geantwortet haben, so würde ein vertrauliches Gespräch entstanden seyn, in welchem ein Wort das andere gebracht hätte, und so wäre man wieder auf den vorigen gewöhnten Gang gekommen; da aber alles nun ganz anders gieng: so wurde **Dietrich** murrisch, traurig und nachdenkend. Auch seine Frau spürte Veränderung, sie erwartete von Thierchen eine genaue bestimmte Erzählung von jedem Schritte und Tritte ihrer Reise, von jeder Mahlzeit, von allen Kleidungen ihrer Freunde u. s. w.,

aber auf alle Fragen bekam sie einsylbige Antworten. Dietrich fragte indessen nach nichts, sondern er dachte nur, und je mehr er nachdachte, desto ärgerlicher wurde er, doch hoffte er, es würde alles allmählich wieder ins alte Gleis kommen; er wartete ein Paar Tage, fand aber zu seinem grösten Erstaunen immer mehr Abweichuug von der alten Spur, und nun konnte er es nicht mehr aushalten. Den vierten Tag nach der Kinder Ankunft, des Mittags nach Tische, fieng Dietrich an: bin ich euer Vatter noch, oder habt ihr unter Weges einen Mann mit einer schön gepuderten Peruque angetroffen, der es seyn soll? Meinetwegen könnt ihr gehen, es geht alles seinen Gang!

Hans Jakob. Dafür kann ich, hol mich Gott! nichts, Vatter! unser Vatter seid und bleibt ihr immer, dafür respektiren wir euch.

Dietrich. Respektiren hin, respektiren her! es geht alles seinen Gang! ihr habt

was im Kopfe, und ich will wissen, was das ist, und da beichtet mirs, ich kanns nicht länger ertragen.

Hans Jakob schwieg, und krazte sich hinter den Ohren; Thierchen aber wurde das Herz weich, sie fühlte des Vatters Leiden tief in der Seele, und das war ihr unerträglich, sie stund auf, nahm einen Stuhl, und sezte sich neben ihren Vatter, Thränen rollten ihre englische Wangen herab, sie lächelte, und schauete ihm ins Gesicht. Dietrich mochte ein zärtliches Herz haben, aber es hatte noch nie Gelegenheit gehabt, sich selbst zu fühlen bis jezt; ihn durchschauerte eine ungewohnte Empfindung bei dem Anblicke seiner Tochter, auch ihm drungen die Thränen in die Augen. Thierchen, fieng er an, du bist noch mein Mägdchen?

Thierchen. Ja, lieber, lieber Vatter! ich bin noch euer Mägdchen.

Dietrich. Nun, so sei's Gott gedankt! aber so beichte denn doch, was fehlt euch?

Thierchen. Wollt ihr mir nicht bös werden, Vatter! so will ich mit euch reden?

Dietrich. Warum sollt ich bös werden? ihr werdet wohl nichts Uebels gethan haben?

Thierchen. Nein, Vatter! nun hört mich einmal an: ihr seht doch gern, wenn eure Kinder recht glücklich werden?

Dietrich. Das glaub ich, ihr seid ja meine Kinder, je glücklicher, je lieber, wenn nur alles seinen Gang geht.

Thierchen. Wir sind aber nicht glücklich! werdet nur nicht bös, Vatter!

Hans Jakob. Nein, hol mich Gott! glücklich sind wir nicht.

Dietrich. Nun, was fehlt euch denn, ihr seid ja doch auch, bei Gott! nicht unglücklich, daß ich wüßte, es geht alles seinen Gang, ihr habt satt zu essen und zu trinken, habt Kleider und Geld und Gut, so viel ihr braucht, es geht ja alles seinen Gang.

Thierchen. Wollt ihr mirs nicht übel nehmen, so will ich sagen, was uns fehlt?

Dietrich. Nun, so beichte, beichte!

Thierchen. Sollte es unter den vornehmen Leuten gar keine fromme brave Leute geben? gar keine?

Dietrich. Hm! du fragst ja so prophetisch, das hab ich ja mein Lebtag nicht gesagt, aber sehr wenige, sehr wenige! aber was geht dich das an?

Thierchen. Die vornehmen Leute dauern mich in der Seele, wenn sie nicht in den Himmel kommen. Nun ihr habt gesagt, es gäb noch fromme brave Leute darunter, aber sehr wenige, und da freue ich mich über.

Dietrich. Nun, wo soll das hinaus?

Thierchen. Hört, Vatter! ich möchte gern unter die wenigen vornehmen Leute gehören.

Dietrich stund auf, er sagte kein Wort, seufzte tief, und gieng zur Thüre hinaus. Thierchen saß auf feuerigen Kohlen.

Hans Jakob stund auf, gieng auch zur Thüre hinaus, und sagte: da hast du's! jezt hast du ein schön Feuerchen angelegt, hol mich Gott! Thierchen fieng an weinen, und gieng auf ihre Kammer, was sie da machte, das weis ich nicht; die Mutter aber wußte nichts bessers zu thun, als daß sie in ihre Schlafkammer hinauf stieg, und das Bett machte.

Dieser Zustand dauerte fast ein Vierteljahr, von allen Seiten wurden Plane gemacht, wie man wieder auf die alte Eintracht des Lebens kommen könnte, jedem wurde die Lage sauer, in der er sich befand, und doch war es unmöglich: denn der Gedankengang der Kinder hatte eine solche Richtung genommen, daß er sich durchaus Dietrichs System nicht mehr anpassen ließ; dieser Mann trauerte daher beständig fort, ward murrisch, und zuweilen fast unerträglich. Thierchen im Gegentheile litte unaussprechlich. Das Bild jenes Hofmanns stand ihr noch im-

mer vor Augen, und je länger es ihre Seele anschaute, desto brennender wurde ihr Verlangen, ihn wieder zu sehen, und eben so viel schrecklicher der Gedanken, er könnte sie vergessen haben. Es ist eine uralte und bekannte Bemerkung, daß ein in der Einsamkeit erzogenes Mägdchen, wenn es zu reifern Jahren kömmt, eine Mannsperson, die ihm gefällt, mit einer ganzen Seele voller Liebe ergreift, und wenn es ihr nicht gelingt, gemeiniglich unglücklich wird. Dies war Thierchens Fall; der Vatter ahndete nichts von einer solchen Liebe: denn die beiden Kinder hüteten sich aufs genaueste, nur ein Wort von ihrem Fremden blicken zu lassen. Indessen machte er doch heimlich allerhand Anschläge, er hatte aussindig gemacht, daß seine Kinder zur Ruhe kommen würden, wenn er sie verheirathet hätte, alsdann müßte all ihr Bestreben ein Ende haben; er durchdachte allso alle umliegende wohlhabende Bauernhäuser, ob nicht

ein einziges wäre, das auf einer Seite altfränkisch genug, und auf der andern doch auch reich genug für eines seiner Kinder seyn möchte; aber er fand überall Anstos. Daher verzog sich es bis gegen den Herbst, während der Zeit aber machte die Vorsehung ganz andere Anstallten.

An einem schönen sanften Augusttage, an welchem kein Lüftchen wehete, die Sonne anfieng, schiefer über Berg und Thal hinzustralen, und die erreifende Natur der ganzen belebten Schöpfung ihr Füllhorn mit schwelgendem Ueberflusse auszuschütten, saß Dietrich mit seiner Frau und Kindern noch am Ende des Mittagessens am Tische, er fütterte seinen Mordax noch mit einzelnen Brodbrocken, die er auf seinem Teller fett machte, dabei dachte er tiefsinnig nach, was es mit seinen Kindern noch geben würde; seine Frau dachte nichts, als was sie den Abend aufzutischen hätte. Hans Jakob kauete noch an einem Knochen, und klopfte das

Mark auf seinen Teller; Thierchen aber hatte die Hände unter der Brust über einander geschlagen, und schauete mit grossen hellen Augen durch das Fenster in den klaren blauen Himmel.

Während dieser hohen Stille trat ein alter ehrwürdiger Mann zur Stubenthüre herein, er war nach alter Art, wie ein Bauer, gekleidet, seine grauen Haare rollten sich um den Nacken herum, ein altmodischer, aber sehr feiner brauner Rock gab ihm das Ansehen eines sehr heitern Grosvatters, und seine ganze übrige Kleidung paßte ganz genau auf sein ganzes Daseyn; er sagte ganz freundlich: guten Tag zusammen! Die ganze Familie wurde lebhaft bei dem Anblicke des saubern Mannes, ein jeder dankte ihm freundlich. Dietrich ergriff einen Stuhl, stellte ihn an den Tisch, und sagte: sezt euch! Der Fremde lächelte, schauete einen jeden mit einer sehr edeln Miene an, und sagte: nun freue ich mich doch auf meinen alten

Tag, daß ich euch brave Leute noch so gesund beisammen sehe, ich habe viel von euch gehört, und da komm ich nun so her zu euch, um etwas mit zu reden.

Es ist uns lieb, antwortete **Dietrich**, wenn ihr uns etwas Gutes bringt; was habt ihr uns denn zu sagen? es geht alles seinen Gang. Der Fremde rückte unvermerkt Thierchen näher, ihr klopfte das Herz, sie wurde roth und bleich, ohne zu wissen warum. Nun fieng er an: hört **Dietrich**! ihr seid ein braver redlicher Mann, ein Mann von alter deutscher Sitte und Ehrlichkeit, und da habe ich einen guten Freund, so brav, wie's keinen mehr auf Gottes Erdboden giebt, ein junger Mann, alt etwa 22 Jahr, der hat drei Stunden von hier diesen Sommer ein groses Gut gekauft, und auch schon bezahlt, der möchte nun gern eine gute Haushälterin haben — Thierchen wurde blaß wie eine Wand, und zitterte — und da hat er ein Aug, da, auf ihre Tochter

gewor-

geworfen; (hier trat er Thierchen auf einen Fus, und fuhr fort) der junge Mensch heist Hofmann. (Thierchen erschrack, sie wurde blutroth im Gesichte; Hans Jakob aber reckte den ganzen Körper in die Höhe, lächelte und sagte: das riecht, hol mich Gott! nach Zimmet und Nägelchen). Dietrich bemerkte die Gemüthsbewegung seiner Kinder, aber ihm fiel nichts Widriges dabei ein, denn er glaubte, die jungfräuliche Schaam mache diesen Eindruck auf seine Tochter; indessen gefiel ihm der Antrag, denn er war seinen Gedanken ganz angemessen, nur hätte er, wie's denn natürlich ist, gern nähere Umstände von dem jungen Manne gewußt, der seine Tochter heirathen sollte; er fragte allso ferner: wo ist der junge Mensch denn her, und wer sind seine Eltern? Der Fremde erwiederte: Hofmann ist aus dem gülcher Land, sein Vatter ist dort ein reicher Bauer, und ein ehrlicher Mann, und damit ihr seht, daß das al-

les wahr ist, so habe ich da seinen Geburtsbrief mitgebracht. Hier zog er ein Papier mit einem grosen Siegel heraus, und gab ihn Dietrich hin, nachdem ihn Dietrich gelesen hatte, sagte er: das geht alles seinen Gang, es ist mir just nicht daran gelegen, wie reich er ist, wenn er nur sein Brod erwerben kann: denn auf Reichthum seh ich nicht, ich kann meiner Tochter so viel geben, daß sie genug hat, aber ich wüßte doch gern, wie viel er ungefehr hat? Ha! versezte der Fremde: er hat zum wenigsten zwanzig tausend Thaler zu gewarten. Genug! genug! rief Dietrich, laßt ihn nur herkommen, daß wir ihn kennen lernen, denn meiner Tochter muß er doch auch gefallen, sie muß auch Freude an ihm haben können, wenn alles seinen Gang gehen soll. Daran habt ihr recht! antwortete der Fremde, übermorgen wird er kommen, er ist daheim auf seinem Gute, und macht allerhand Anstallten. Dietrich fragte ferner: wie

heist der Hof, den er gekauft hat? Der Fremde antwortete: es ist der Blumenhof. Dietrich machte grose Augen, was! rief er, er hat den Blumenhof gekauft? Ja freilich, sagte der Alte, mit der Mühle und mit allem. Dietrichen flossen die Thränen aus den Augen, Mägdchen! fieng er an, wenn der ein braver Kerl ist, da bist du glücklich. Der Fremde versezte: an Bravigkeit fehlts ganz und gar nicht, er ist wie ein Engel. Laßt ihn kommen! laßt ihn kommen! sagte Dietrich! indem er aufstund, um dem Alten eine Flasche Wein zu holen. Die Mutter lief auch fort, dem Freunde noch etwas Essen zu machen. Jezt sagte der Alte: gelt Jungfer! so mußte es gehen. Thierchen sprang auf, weinte laut, und rief: dir, mein Gott und Vatter! dir dank ich, dir danke ich! o Gott, machs ferner gut! — Hans Jakob war nicht weichherzig, aber er hatte jezt Thränen in den Augen, er gieng bei den Alten, schüttelte ihm die Hand, und

sagte: die Reihe wird doch, hol mich Gott! auch endlich an mich kommen? Wahrlich ja, antwortete der Fremde, erwartet es nur mit Geduld. Thierchen sprang hastig herbei, und sagte sehr dringend: daß er aber ja nicht vornehm gekleidet kommt! Ho! ho! antwortete er, da hats keine Noth, der ist klüger, als wir alle; er hat sich den ganzen Sommer über aufs Genaueste nach euch allen erkundigt, er würde gewiß kein Mägdchen so auf den ersten Anblick geheirathet haben. Traut nur auf Gott, Jungfer! und auf ihn, es wird besser gehen, als ihr denken könnt. Ueberdem trat der Vatter wieder ganz heiter in die Stube, er hatte gewiß auch nach seiner Art Gott gedankt, und von nun an war wieder Harmonie und Eintracht in allen Gemüthern. Der Fremde war sehr gesprächig, und ein gescheiter weltkündiger Kopf hätte leicht merken können, daß die Bauernkleidung nicht seine gewöhnliche war, er aß und trank, und wanderte wieder fort.

Am dritten Tage war Thierchen besonders ganz heiter, sie puzte sich auf ihre Art aus, und Dietrich sah mit gröster Freude, daß alles so seinen guten Gang gieng, er war auch gar munter, und gegen seine Kinder freundlicher, als er je gewesen war. Gegen zehen Uhr erschien Hofmann. Thierchen sah ihn zuerst durchs Stubenfenster den Fuspfad herab kommen, sie erkannte ihn von weitem am Gesichte, wie sehr fremd er auch in den Kleidern war, die er an hatte, sie meinte zu Boden zu sinken, doch hielt sie sich fest. Kurz darauf trat er ins Haus, Dietrich gieng ihm bis in die Hausthüre entgegen, grüste den fremden jungen Mann, der sich so bäuerisch und altmodisch stellte, als er konnte, er gefiel dem Vatter auf den ersten Blick, denn er sah sehr gut aus, und hatte eine edle Miene, er wurde in die Stube geführt, wo sich Mutter und Kinder befanden, jezt sezten sich alle, und Hofmann fieng an:

Herr von der Linden, der Mann, den ich geschickt habe, wird euch wohl gesagt haben, was ich bringe?

Dietrich. Ja, wir wissens alle, wir wollten euch doch auch gern sehen. Ihr wißt, wie die Bauersleute sind, man kauft eine Kuhe nicht gern im Sacke, es muß alles seinen Gang gehen.

Hofmann. Da habt ihr gar recht daran, ich wollt euch doch auch gern beisammen sehen. Nun, weil ich gehört habe, daß eure Tochter ein gar braves Mägdchen ist, so habe ich sie mir ausgesucht, ich möchte sie gar gern zur Frau haben, wenns euch gefiel.

Dietrich. Wollen sehen, was es giebt! es muß alles seinen Gang gehen. Seht! wie der Hund um euch wedelt, es scheint, als wenn er schon am Geruche merkte, daß ihr euch gut für uns schickt.

Hofmann. Kann wohl seyn, die Hunde sind gar freundliche Thiere, auch merken sie bald, wer gut Freund mit ihnen

ist; den Hund schwäz ich euch ab, Herr von der Linden!

Dietrich. Ho! ho! da hats keine Noth, den Hund miß ich nicht, so lang er kriechen kann.

Hofmann. Daß dich der Tausig! das ist ein schöner Hund!

Dietrich. Nu! nu! wollen sehen, was es giebt, wir können ihn ja zusammen haben, wenn alles seinen Gang geht.

Hofmann. Nein! nein! wenn er euch so lieb ist, so will ich ihn nicht, ich kann ja wohl die Art bekommen.

Durch dieses Gespräch war Hofmann schon ganz in Dietrichs Herz gekrochen. Thierchen und Hans Jakob meinten für Lachen zu bersten, als sie sahen, wie sich der Hofmann so in alles schicken konnte; er blickte Thierchen zuweilen seitwärts an, und lächelte, aus ihren Augen aber glühete die reinste Liebe, so daß Hofmann ihre Blicke im Innersten seiner Seele fühlte. Die Rolle, die er spielte,

wurde ihm indessen sehr sauer. Hans Jakob aber konnte seine jauchzende Seele nicht zurück halten; hei! rief er aus, muß n'aus gehen, hol mich Gott! und und einmal mit gleichen Füsen übern Zaun springen. Hofmann versezte: könnts thun, ihr werdet wohl bald Luft und Plaz bekommen. Hans Jakob lachte hart, und gieng fort. Indessen gieng nun auch die Mutter in die Küche, und der Vatter sagte: Thierchen, thue du dem Freunde eine Weile Gesellschaft, ich habe auch noch etwas zu schaffen, es muß alles seinen Gang gehen, und damit gieng er hinaus. Nun stund Hofmann auf, er umarmte Thierchen, und sagte: nun mein englisches Mägdchen! habe ich denn nun Wort gehalten?

Thierchen. Ja, Herr Hofmann! ich habe mit Schmerzen nach euch verlangt.

Hofmann. Sie wird allso keine Bedenkzeit nehmen?

Thierchen. Ich habe nichts zu beden-

ken, ihr gefallt mir von ganzem Herzen, jezt weis ich auch, wo ihr her seid; aber nehmt mir nicht übel, ich begreife doch das Ding noch nicht recht, als ich euch zu Pfingsten sah, da ward ihr wie ein Herr gekleidet; nun hört ich ehgestern, daß ihr den Blumenhof gekauft habt, was seid ihr denn eigentlich?

Hofmann. Daß ich aus dem gülcher Land bin, das ist wahr, daß mein Vatter dort ein groses Gut hat, ist auch wahr, eben so, daß er ein sehr braver Mann ist, meine Mutter eine sehr brave Frau, und meine Schwester ein sehr liebes Mägdchen; auch ich habe mich bis daher so aufgeführt, daß sie nie etwas Schlechtes von mir hören wird.

Thierchen. Das glaub ich! aber wie freu ich mich, daß ihr noch Eltern, und noch eine Schwester habt, auf die Bekanntschaft freu ich mich recht sehr.

Hofmann. Was ich nun weiter bin und seyn werde, das wollte ich noch gern

geheim halten, es wird ihr selbst Freude machen, wenn sie's so auf einmal erfährt; wenn sie mich heirathet, so wird sie eine ansehnliche Frau werden, und sie wird Gelegenheit haben, sehr viel Gutes in der Welt zu thun.

Thierchen. Nun so will ichs auch noch nicht wissen, es ist mir einerlei, was ich bin, wenn mich nur der liebe Gott lieb hat und ihr.

Hofmann. Also hat sie nichts gegen mich einzuwenden, sie will mich also heirathen?

Thierchen fiel ihm um den Hals, weinte laut, und hauchte ein stilles Ja hervor, mit dem Zusaze, wenn meine Eltern wollen. So hiengen die beiden mit umschlungenen Armen eine Weile zusammen, endlich riß sich Hofmann los, eilte zur Thüre hinaus, und rief den Vatter, die Mutter und den Hans Jakob zusammen, als sie alle in der Stube waren, fieng er an: wir beide sind schon fertig, gebt ihr Eltern

eure Einwilligung dazu? Dietrich und seine Frau erstaunten. Hm! sagte der erste, das geht ja einen hurtigen Gang, bist du's so müd bei mir, Mägdchen? doch meinethalben! da, Herr Hofmann! da habt ihr meine Hand und meinen Segen. Die Mutter kam nun auch sanft herbei, und gab ihre Einwilligung, endlich kam auch Hans Jakob, er lachte, schüttelte den Kopf, gab dem Hofmann auch die Hand, und sagte: hab's schon gesagt, was ich denke, es ist doch curios, hol mich Gott! wie sich ein Ding so macht, seh ein Thierchen im Nothstalle, will auch n'aus schlupfen. Dietrich bemerkte das, nu, Hans Jakob! fieng er an, ich glaube, du meinst, du wärst im Nothstalle?

Hans Jakob. Ha, Vatter! nu Thiere n'aus geht, wird mirs doch wohl eng.

Dietrich. Wart, es giebt vielleicht auch eine Hofmännin für dich. Hofmann lachte, und versezte: wenn Hans Jakob kann, was seine Schwester kann, so wärs möglich.

Dietrich. Habt ihr nicht noch eine Schwester?

Hofmann. Ja freilich! der Hans Jakob kanns einmal bei ihr versuchen.

Dietrich. Das geht seinen Gang, hab nichts dawider.

Hans Jakob. Ja! ja! das ist, hol mich Gott! kein Spas; ich weis besser, wo mich der Schuh drückt.

Hofmann. Da denk ich nun so, Schwager! geht ihr so eine Weile hin und her in der Welt, auf einem guten Wege, so wird sich der Schuh nach dem Fuse gewöhnen, und dann wird euch der Schuh nicht mehr drücken.

Hans Jakob. Versteh's! versteh's! wollen sehen, was es giebt, fürchte aber, es giebt nichts.

Hofmann blieb auch noch den folgenden Tag bei seinen neuen Freunden, und redete alles mit ihnen ab. Den folgenden Sonntag sollte die Verkündigung in der Kirche vor sich gehen, und über 14 Tage die Hochzeit seyn.

Hofmann hatte alles sehr weislich eingerichtet. Nachdem er sich nach Dietrich und seinen Kindern in Geheim erkundigt, und gefunden hatte, daß sie brave Leute wären, und daß überhaupt nichts auszusezen sei, als ihre altfränkische Lebensart, so ließ er sich ein vollständiges Bauernkleid machen, sein ehemaliger Hofmeister, ein ganz vortrefflicher Mann, der sein warmer und vertrautester Freund war, hielt sich bei ihm auf, denn er ließ ihn nie von sich, mußte sich auch in einen Bauern verkleiden. Da sie erst kürzlich von der Universität nach Hause gekommen waren, so machten sie eine Reise zusammen nach der Stadt **Rheinau**, wo **Hofmann** bei dem vortrefflichsten Fürsten eine Bedienung suchte. Bei dieser Gelegenheit war es, als er im Gebirge herum strich, und **Dietrichs** Kinder antraf. **Dietrich von der Linden** war ihm schon als ein reicher Kornhändler von Jugend auf bekannt, weil die reichen Bauern in seiner Nach-

barschaft oft mit ihm gehandelt hatten, und viel von ihm redeten. Dietrichs Tochter gefiel dem würdigen Hofmann sogleich im ersten Anblicke, und da er nun vollends hörte, daß sie ein herrliches Mägdchen war, so schien's ihm der Mühe werth, ihrenthalben einen wichtigen Plan anzulegen, um sie zu bekommen. Er war ohnehin ein Freund der Landwirthschaft, und reich; da er nun schmeichelhafte Aussichten bei dem Fürsten hatte: so kaufte er den **Blumenhof**, ein Landgut, wie ein Paradies Gottes. Er und sein Hofmeister, der in Gestallt eines alten Bauern bei Dietrich die erste Anwerbung machte, führten allso den Plan aus, so, wie ich erzählt habe.

In den Brauttagen fiel nun weiter nichts wichtiges vor, auser daß Dietrichs Frau und die Braut viel mit einander wegen der Kleider und andern Sachen auszumachen hatten. Die Tochter strebte immer nach dem Neumodischen, die Mutter

aber nach dem Alten, und so gab es immer Wortwechsel; Dietrich aber ließ sie machen, er that nichts, als daß er ruhig und ohne Widerrede Geld zahlte, wenn's gefodert wurde; er war in seiner Seele vergnügt, denn es war ihm durch diese Heirath ein Band am Herzen los geworden.

Der Hochzeittag nahete endlich herbei. Hofmann, der seine Braut während der Zeit öfters besuchte, und alles anordnen half, hatte die Sache so eingerichtet, daß die Hochzeit auf seinem Gute gefeiert werden sollte; er erkundigte sich genau nach dem Geschmacke seiner Schwiegereltern, und wie er hörte, daß sie es gern hatten, so machte er es; sein Haus wurde allso ganz nach alter Mode ausmeublirt, Bette, Stühle, Tische, Bänke, Küchengeräthe, mit einem Worte alles, was zu einer Bauern-Haushaltung gehört, trug den grosvätterlichen Karakter. Der Tag vor der Hochzeit wurde in Dietrichs Hause

mit allerhand Streitigkeiten zugebracht. Die Braut und Hans Jakob gaben ihre Stimme, daß man eine Chaise miethen, und des andern Morgens damit nach dem Blumenhofe fahren sollte; Dietrich und seine Frau aber wollten zu Fus gehen, und das sollten ihre Kinder auch thun, das war ihnen nun gar nicht recht, denn sie glaubten, man müßte sich ja für allen ehrlichen Leuten schämen, wenn man zu Fus zur Hochzeit gehen würde. Doch dieser Streit nahm gegen Abend ein Ende, man hörte eine Peitsche muthig knallen, und wie man aufschauete, so fuhr der Herr Bräutigam in höchst eigener Person zum Thore herein; und was hatte er denn? — er hatte eine neue Karre, so, wie sie die holländischen Bauern brauchen, um damit zur Kirche zu fahren; die Karre hatte einen flachen langen, roth angestrichen offenen Kasten, zwischen dem Rothen schimmerten hin nnd wieder weisse Streifen hervor, in dem Kasten waren ein Paar

Bänke,

Bänke, um darauf zu sizen; der Bräutigam saß auf dem Pferde, und führte die Fuhrmannspeitsche gar geschickt; die Füse hatte er auf die Karrnbäume gestellt, seine Schuh waren so, wie man sie von einem reichen Bauer erwartet, die Schnallen klein, rund, und von Silber, die Strümpfe weisse Baumwolle, die Hosen von gutem blauen Tuche, unter dem ziemlich langen blauen Kamisol glänzte ein roth kalmankenes Wämschen mit vielen kleinen weissen Knöpfchen hervor, um den Hals trug er ein roth und schwarz gestreiftes seidenes Halstuch, das Haar hatte er rund abgeschnitten, und hübsch glatt gekämmt, und auf dem Kopfe hatte er einen grosen, genau dreieckigt aufgezäumten Hut; so fuhr er in den Hof hinein, und knallte noch ein paarmal mit der Peitsche, daß einem die Ohren gällten. Dietrich, seine Frau und Kinder lachten laut, als sie ihn sahen, und nun hatte der Kutschenstreit ganz und gar ein Ende.

Hofmann sprang vom Pferde, spannte es aus, und führte es in den Stall. Als er ins Haus trat, so begegnete ihm die Braut mit ihren Eltern und Bruder, alle lachten laut, besonders Hans Jakob und Thierchen; der Bräutigam aber fand nichts Lächerliches bei der Sache, er stellte sich, als wenn sich ja das alles so von selbst verstünde. Dietrichen und seiner Frauen war es aber so ganz recht, und sie fanden an ihrem Eidame einen Mann, der sich recht für sie schicken würde. Thierchen fieng lächelnd an: was wird das geben, Hofmann! wenn du deine Braut auf der Karre heim holst?

Hans Jakob. Ja, das ist, dünkt mich, hol mich Gott! doch auch kein guts Zeichen.

Hofmann. Eh, was wollt ihr denn? ich glaube gar, ihr lacht mich aus?

Thierchen. Kurzweil! aber ich dachte, du würdest einen Knecht mit einer Chaise schicken, und der Weil zu Haus bleiben, und ordiniren?

Hofmann. Ei! ei! ei! mit einer Chaise! -- Hm! hm! so fährt man nicht in den Chaisen, es geht so nicht her!

Dietrich. Recht! recht! Eidam! so gefallt ihr mir, es geht alles seinen Gang.

Thierchen. Ja, Vatter! wir wollen einmal sehen, was der Mann da für einen Gang gehen wird.

Hans Jakob. Ja, daß denk ich auch, er macht den Anfang gut.

Hofmann. Ja, spottet ihr nur, der Mann, der ich bin, der bleib ich, und da bringt mich kein Mensch von ab.

Dietrich klopfte ihn auf die Schulter, und sagte: recht so! recht so! ein Mann muß ein Mann seyn. Thierchen versezte: ich glaubs auch, und Hans Jakob, ich glaubs, hol mich Gott! auch.

Nun gieng des andern Morgens der Zug vor sich: Dietrich, seine Frau und Kinder sezten sich nach ihrer Art, hochzeitlich angezogen, auf die Karre, und der Bräutigam fuhr fort. Als sie auf

dem Blumenhofe ankamen, so erwarteten sie drei Personen an der Thüre: erst jener alte Bauer, der um Thierchen die erste Anwerbung gethan hatte, er stand da, rauchte aus einer kurzen irdenen Pfeife, sein graues Haupt bedeckte eine weisse baumwollene Müze, dann hatte er ein weisses Halstuch um, ein groses braunes Kamisol an, durchaus mit Knöpfen besezt, darunter ein Wämschen oder Brustlappen von schwarz und weiß gestreiftem Kalmank, dann braune Hosen und schwarze Strümpfe. Die zweite Person war höchst merkwürdig; ein sehr artiges Mägdchen, schön wie Theodore, heiter wie ein Engel, aber mit einem Minervengesichte, stand neben dem Alten, sie hatte ihre Arme vor der Brust über einander geschlagen; diese sahen aber nicht bäuerisch, sondern milchweiß und röthlich aus, ihre braunen Locken bedeckten die Haube eines Bauernmägdchen, aber die Spizen daran waren fürstlich, um den Hals trug sie ein

schwarzes Sammetbändchen mit einem goldenen Schlosse, ein seidener schwarzer Schleier lag nach ländlicher Art um ihre Schultern, ihre Armen waren nur mit den Hemdermeln, aber von holländischen blendendweissen Stülpen Tuch bekleidet, dann hatte sie ein roth und weiß geblümtes seidenes Leibchen an, und einen schwarz und weiß gestreiften kamelottenen Rock, endlich trug sie weisse baumwollene Strümpfe und schwarze rauchlederne Pantoffeln. Die dritte Person war der Herr Landpfarrer des Ortes, ordentlich und gewöhnlich angezogen, er rauchte seine Pfeife ruhig fort, und stand hinter den beiden schon beschriebenen Personen.

Als die Brautleute ankamen, so sprang der Bräutigam vom Pferde, und half ihnen von der Karre. Dietrich gieng zuerst auf den Alten zu, und schüttelte ihm die Hand, so auch die übrigen; Hofmann aber ergriff seine Braut und jenes herrliche Bauernmägdchen, führte sie zu-

sammen, und sagte zu Thierchen: sieh! das ist meine Schwester, welche jezt Köchin ist.

Hier fehlt es mir aber an Geist und Kraft, das alles gehörig auszudrücken: eine vollendete Frauenzimmerseele, voller himmlischer Kraft und Güte, und eben so klug und vernünftig, und dann ein noch ganz rohes Naturmägdchen, in welchem alle jene herrliche Tugenden in allem ihrem Vermögen ruhen, aber höchst reif zur Entwickelung sind, trafen sich hier.

Clementine (so hies Hofmanns Schwester) schauete ihrer Schwägerin kaum ins Gesicht, so wallte ihr schon ihre ganze Seele entgegen. Läugne, wer da kann, die Gewalt der Physionomie, ihre Kraft und Wahrheit bestättigt sich täglich. Sie vergaß sich. Ohne daran zu denken, daß der Kuß bei den Bauersleuten von einerlei Geschlecht gar nicht gewöhnlich ist, flog sie Theodoren um den Hals, und küßte sie unaufhörlich. Die gute Braut wußte

nicht, wie ihr geschah. Bei den Küssen ihres Bräutigams empfand sie die reinste Wonne der Braut: denn ihre Seele war schuldlos, und ihr Herz unverdorben; aber in den Armen eines so ganz vortreflichen Geschöpfes von ihrem Geschlechte mit Küssen überschwemmet zu werden, das war ihr ganz neu und unerwartet, ihr Busen pochte, ihr Herz schwoll auf, grose neue Empfindungen drängten sich in ihrer Seele empor, sie glaubte zu ersticken, sie sank, Thränen brachen aus ihren Augen, und sie konnte nichts hervor stammeln, als Gott! o Gott! der Zug ihres Herzens war so gros, daß sie sich endlich losriß, und sagte: Mägdchen! ich ersticke, kann keinen Odem holen — ich heise dich du, heis mich auch so. Clementine antwortete: ja, mein Engel! das soll gelten zwischen uns, wir sind ewig, ewig Schwestern, und noch mehr.

Hans Jakob stand der Weile wie versteinert, und sah zu; er betrachtete Cle-

mentinen vom Haupte bis zu Fus, sie kam ihm vor, wie die Sonne hinter einer dünnen Wolke. Ja! ja! fieng er endlich an, da werde ich, hol mich Gott! noch was zu schreiten haben, ehe ich n'auf komme! Clementine hörte diese Worte, sie ließ also von der Braut ab, und kam zu ihm, sie lächelte, both ihm die Hand, und sagte: Willkommen, Bruder von der Linden! er ergriff ihre Hand, hielt sie fest, und antwortete mit Thränen in den Augen: Bruder bin ich -- und ihr seid meine Schwester — aber möcht bei euch in die Schule gehen. Clementine sah in dem Gesichte dieses Jünglinges den Bruder ihrer Theodore, das ist, seine Bildung gefiel ihr ganz, aber seine Person kam ihr wie ein ungeschliffener Diamant vor; sie fragte: möchtet ihr denn wohl bei einem Mägdchen in die Schule gehen? Ja! hol mich Gott! versezte er, danach das Mägdchen ist, gleich, gleich, fang ich an zu lernen, wenn ihr mein Schul-

meister seyn wollt. Nun giengen sie alle ins Haus.

Dietrich und seine Frau giengen überall im Hause umher, und besahen alles, sie konnten mit dem Besehen nicht fertig werden. Die Braut konnte an ihrer Seite ihre Schwägerin nicht verlassen, sie hatte tausend Fragen an sie zu thun, und meinte immer, sie müßte ihr um den Hals fallen. Hans Jakob war auch immer bei der Hand, aber er stand immer einige Schritte zurück, und sah nur zu. Der Bräutigam und Pfarrer mußten allso nach vielem vergeblichen Zusammenrufen endlich Ernst brauchen, damit sie die Leute zur Copulation zusammen bringen möchten; diese wurde dann auch gegen zwölf Uhr vollzogen.

Das Hochzeitmahl war eben so altfränkisch eingerichtet, als alles andere, und Dietrich war wohl nie so aufgeräumt gewesen, als heute; nur sein Hans Jakob war es nicht, er schwieg, aß nicht viel,

und hatte immer Thränen in den Augen. Am Nachmittage winkte er der Braut, und gieng hinaus, sie folgte ihm. Thierchen! fieng er an, geh ein wenig mit mir in Hof, da im Hause ist mirs zu eng; sie thats, und spazirte mit ihm im Hofe herum. Thiere! fieng er an, was soll ich thun? — Das Mägdchen da, unsere neue Schwester, gefällt mir so wohl, daß mirs im Herzen wehe thut, ich kanns nicht ausstehen, (er weinte) aber was soll ich machen? Denk nur einmal nach, die ist dir, hol mich Gott! nicht so schlecht, als sie da in Kleidern steckt, wer weis, was das für Leute sind, welch ein Herr war mein Schwager, als wir ihn das erstemal sahen? Die wird eben so eine prächtige Dame seyn; da komm ich Tölpel nun herzu, was wird michs helfen? Hätte mich mein Vatter nun ein wenig in die Welt geschickt, mich ordentlich gekleidet, und mich was lernen lassen, so wäre ich jezt auch der Hahn im Korbe.

Thierchen. Sei du still, Hans Jakob! ich bin ja auch nicht besser erzogen, wie du, und es hat mir doch geglückt; laß du unsern Herr Gott sorgen, der kann wohl noch etwas aus dir machen.

Hans Jakob. Ja machen! hat sich wohl! da wird was rechts aus mir werden, da kann ich dir ja nicht einmal einen ordentlichen Brief schreiben, ich Tolpes, der ich bin.

Thierchen. Sieh! ich will dirs sagen, ich und mein Bräutigam wollens überlegen, sei du nur freudig; bethe aber fleißig, und hör nicht auf zu bethen, unser Herr Gott wird dir helfen.

Bei diesen Worten kam Clementine daher gegangen, was habt ihr, ihr Kinder? fragte sie. Theodore antwortete: mein Bruder ist nicht wohl; bei diesen Worten lächelte sie. Clementine merkte etwas, sie gieng bei Hans Jakob, der traurig da stand, und vor sich nieder sah, sie ergriff ihn an der Hand, und sagte:

nun Bruder! kann ich euch nicht etwas zur Stärkung geben? Könnt wohl seyn, antwortete er. Hört, Bruder! fuhr sie fort, ihr habt noch viel Unreinigkeit bei euch, ich will euch einmal ein Paar Jahr lang in die Kur nehmen, wenn ihr dann hübsch folgt, und hübsch die Medizin gebraucht, die ich euch vorschreibe, so kann ich euch vollends helfen; mein Bruder hat mir gesagt, ihr hättet eine herrliche Natur, daher hoffe ich, es soll gut gehen.

Hans Jakob verstund das Räthsel vollkommen, Theodore auch; er taumelte herbei, ergriff Clementinens Hand, sah sie mit nassen Augen an, und sagte — sagte — nichts, sie drückte ihm die Hand, und lächelte ihn an. Sein Herz drängte sich zur Zunge, er wollte etwas sagen, und wußte nicht was. Clementine hatte noch immer seine Hand gefaßt, endlich fieng er an: du allmächtiger Gott! was muß ich da antworten? ich weis es nicht. Theodore fiel ihrer Schwägerin um den

Hals, und Hans Jakob hielt Clementinens Hand. Diese drückte ihm sanft seine Finger, und sagte: ihr habt schon genug gesagt, Bruder!

Dietrich war indessen guter Dinge geworden, er kam auch daher, und rauchte, er hatte den ganzen Tag an Clementinen studirt, und zwo Wahrheiten heraus gebracht. Die erste war, sie sei ein bildschönes Mägdchen, und die zweite, sie müßte wohl in ihrem Leben nicht viel Bauernarbeit gethan haben. Daraus machte er nun den Schluß: es schicke sich gut, wenn sein Hans Jakob das Mägdchen nähme; denn wenn er auch ein wenig an Haushältigkeit und Arbeitsamkeit an ihr verlör: so sei es doch billig, daß er auch ein wenig dabei verspielte, da seine Schwester desto mehr gewonnen habe. Als er nun die drei so vertraulich beisammen sah, so glaubte er, es sei schon bald an der zweiten Hochzeit; daher fieng er an: Hans Jakob! kannst als fortmachen,

hab nichts dawider. Ja! ja! rief ihm Clementine entgegen, wir müssen noch erst all das Unkraut vom Acker jäten, dann wollen wir sehen, ob noch so viel da bleibt, daß es der Mühe werth ist. Dietrich verstund das nicht. Meinethalben, antwortete er.

So verfloß Theodorens Hochzeittag. Des folgenden Tages blieben sie noch alle beisammen, am dritten aber lud Dietrich die ganze Gesellschaft zu sich auf folgenden Sonntag, und reiste darauf mit seiner Frauen und Sohn nach Hause.

Hans Jakob von der Linden war den ganzen Weg über mäuschenstille, es gefiel ihm nichts, alles, was sein Vatter und seine Mutter sagten, war ihm gar nicht recht gesagt, alle Berge und Hügel, über die sie giengen, stunden ihm nicht am rechten Orte, auch schien es ihm, als wenn die Sonne nicht mehr so wäre, wie ehemals. Dietrich und seine Frau waren auch traurig, aber sie spürten das, was

ihnen fehlte, nicht eher ganz, bis sie wieder nach Hause kamen, da wars ihnen in allen Winkeln leer, überall war hohe Stille. Hans Jakob mochte nichts arbeiten, er war unerträglich traurig, immer stunden ihm die Thränen in den Augen. Der Blumenhof war ihm das einzige Pläzchen in der Welt, wo es ihm gefiel, so gar die Zäune dort um den Blumenhof waren ihm ein süserer Gedanke, als alles Vermögen seines Vatters.

Indessen war es noch sein einiger Trost, daß er künftigen Sonntag das Liebste, was er auf der Welt hatte, sehen und sprechen würde; dieses machte ihm Freude. Alle Zubereitungen, die diesen Besuch zum Zwecke hatten, waren ihm die liebste Arbeit. So verflossen vier jahrenlange Tage, bis endlich der erwünschte Sonntag anbrach. Es war sehr schönes Herbstwetter, und es deuchte dem Jungen von der Linden schöner, als der angenehmste Frühlingstag. Um 10 Uhr

kam Hofmanns bunter Wagen zum Thore herein gefahren, die jungen Eheleute, der alte Bauer und Clementine saßen da beisammen, und lachten Freude jedem ins Gesicht. Hans Jakob hatte keinen andern Gedanken, als Clementinen, er half ihr vom Wagen, und stellte sich seitwärts neben sie hin; Theodore sprang herunter, und lebte ganz. Munterkeit, Leben und Wonne war durch ihre ganze Seele verbreitet, man sah es ihr an, wie sie jezt mit Eile sich entwickelte, so wie eine schöne Blumenknospe, oder ein wohlriechendes Kraut sich an einem schönen Maitage mit grosem Triebe der Vollkommenheit nähert; ein edler Anstand fieng an, in allen ihren Handlungen hervor zu stralen, so daß sich Dietrich nicht recht in das Mägdchen finden konnte: denn er hatte nirgend ein feineres Gefühl, als wo sich etwas vom hundertjährigen Gang entfernte. Indessen bekümmerte er sich nicht weiter darum: denn er dachte, das

Vögel

Vögelchen ist gefangen, und doch irrte er gewaltig.

Dietrich von der Linden und seine eheliche Hausfrau thaten nach ihrer Art ihr Bestes, heute ihre lieben Gäste recht gut und bieder zu bewirthen, und nun fieng Eva an (so hies Dietrichs Frau) die Mutterphysionomie anzunehmen.

Hier muß ich ein klein wenig philosophiren: ich weis nicht, ob meine Leser schon die Bemerkung gemacht haben, daß die mehresten Mütter eine ganz andere Gestallt, Gang und Geberden annehmen, wenn sie einmal ein Kind verheirathet haben. Nirgend zeichnet sich diese Veränderung besser aus, als unter den Bauersweibern, wo die Natur am wenigsten verdeckt bleibt: so bald sie eine verheirathete Tochter oder eine Schnur haben, so fängt in ihrer Seele schon ein neuer Zeitpunkt an. Die Oberaufsicht, die sie nun in mehr als einer Haushaltung führen, erhebt ihr Herz und ihren Geist; jezt stel-

len sich alle ihre Erfahrungen der Einbildungskraft vor, und die Wonne des Regiments dringt durch alle ihre Glieder; so daß man es in ihrem ganzen Daseyn merken kann. Oft muß ich lächeln, wenn ich des Sonntages an meinem Fenster stehe, und die Landweiber beobachte, wie sie nach der Kirche gehen, fast wollte ichs errathen, welche schon Kinder verheirathet haben: eine hohe Mine und genügsamer wohlweiser Blick, eine gezwungene Stellung im Gehen und Stehen zeichnet sie vorzüglich aus, und wenn man eine Weile mit ihnen redet: so bedienen sie sich vieler Schleichwege, um das Gespräch auf ihre verheirathete Kinder zu lenken, da wissen sie's dann schon an den Mann zu bringen, wie viel Gutes sie schon in den neuen Haushaltungen gestiftet haben.

Mutter Eva fieng allso mit diesem Sonntage an, Schwiegermutter zu seyn, und sich bei **Hofmann** und **Theodoren** in Autorität zu sezen; sie stellte allso in

einem gelegenen Augenblicke schon eine Untersuchung an, was sie die Paar Tage über gemacht, wie sie die Küche bestellt, und das Vieh gefüttert hätten. Hofmann beantwortete alles selbst auf eine unbeschreiblich gefällige Art, so daß der guten Eva die Lust ankam, ein Paar Wochen mit zu gehen, um die blumenhofer Haushaltung recht in Ordnung zu bringen; allein es wurde ihr ein grosmächtiger Strich durch ihre Rechnung gemacht.

Es wird meine Leser wohl nicht sonderlich intereßiren, wenn ich erzähle, wie Dietrich und seine Eva ihre lieben Gäste bewirtheten. Wer ein wenig Weltkenntnis hat, kanns leicht errathen. Wichtiger ist es uns, wie Hans Jakob diesen Tag zugebracht habe. Der gute Junge suchte Gelegenheit, mit Clementinen zu sprechen; diese merkte es, und weil sie eine durchaus edle und englische Seele war, so gab sie ihm Anlaß dazu, sie schlug ihm in Gegenwart aller einen Spazier-

gang vor. Dietrich schielte seine Frau an, und lächelte, Eva zog den Mund in Falten, als wenn sie's noch überlegen wollte, Theodore strahlte Vergnügen, Hofmann blieb gleichgiltig, er kannte seine Schwester, und wußte, das alles, was sie thät, in die Ordnung der Dinge gehörte. Der alte Bauer endlich saß, und dachte auf Plane: denn er war noch immer Mentor, und er wurde auch dafür in aller Kraft erkannt. Hans Jakob wurde bei Clementinens Antrag roth und bleich, er guckte kaum um sich, weil er glaubte, er würde überall beschämende Minen sehen; als er aber das nicht fand, so erholte er sich, stund auf, und sagte: nun, Schwester! so gehen wir. Clementine stund auf, und gieng mit ihm fort.

Das Gespräch dieser beiden Kinder wird uns wichtig seyn, daher will ich es von Wort zu Wort hersezen. So bald sie vor dem Thore waren, fieng Clementine an, indem sie ihn um den Arm faßte: Bru-

der! wir wollen uns führen, und nun einmal vertraulich zusammen reden.

Hans Jakob. O Schwester, ich bin vergnügter, als ich in meinem Leben gewesen bin, das ist, hol mich Gott! wahr, laßt uns doch einmal rein von der Brust zusammen reden.

Clement. Das wollen wir, darum hab ich den Spaziergang vorgeschlagen. Ich hab gemerkt, daß ihr mich liebt, ihr seid ein feiner wohl gebildeter junger Mensch, habt ein frommes, gutes, edles Herz, das habe ich aus vielen schönen Sachen erkannt, die mir Schwester Theodore von euch erzählt hat, und endlich habt ihr auch Vermögen genug, um eine Frau anständig zu ernähren; aber eins fehlt euch noch.

Hans Jakob. O Schwester! sagt nicht eins, nicht eins, sagt hundert, ich bin ein grober Kerl, bin zu nichts nuz, hol mich Gott! nicht, ich kann euch ja nicht einmal einen ehrlichen gescheiden Brief schreiben.

Clement. Nun, es gefällt mir, daß ihr erkennt, wo es euch noch fehlt, darum ist euch auch besser zu helfen: seht, jezt will ich euch einen Vorschlag thun, dem müßt ihr folgen, so kann alles gut gehen: mein Bruder wird jezt mit seiner Frau eine Reise nach unsern Eltern ins gülcher Land thun, ich reise mit, ihr werdet schon gemerkt haben, daß wir keine Bauersleute sind?

Hans Jakob. Freilich hab ichs gemerkt, aber das macht mir eben Angst.

Clement. Das braucht euch nicht Angst zu machen, folgt ihr mir, so kanns gut gehen, wenn Gott will! Ihr müßt von euern Eltern, ihr müßt in die Fremde, oder sonst irgend hin, um noch etwas zu lernen, wenigstens ihr müßt mehr Wohllebenheit und Anstand haben, und dazu habe ich schon einen Ort ausgedacht, nur das ist das Schwerste, wie wir euch hinweg bringen: denn es muß mit des Vaters Willen geschehen, sonst ist kein Segen dabei.

Hans Jakob. O du lieber Gott! da wird, hol mich Gott! nichts draus, mein Vatter läßt mich nicht fort.

Clement. Diesen Winter freilich nicht, aber ich bin euch gut dafür, daß es im Frühlinge geschehen wird, da wird, denke ich, euer Vatter selbst kurirt werden.

Hans Jakob. Das wär, hol mich Gott! eine Hauptkur.

Clement. Ihr werdets sehen. Diesen Winter bleibt ihr hübsch ruhig bei euern Eltern, ich will euch schreiben, und ihr könnt mir antworten, so wie ihr denkt: künstelt ja an keinem Briefe, sondern schreibt nur so, wie ihr sprecht, wir kennen uns ja, und niemand bekommt ja euren Brief zu sehen.

Hans Jakob. Nun, da werdet ihr artige Sachen zu lesen bekommen, ich wills aber doch so machen.

Clement. Im Frühjahre wird sichs schicken, daß ihr an einen Ort kommt, wo ihr ganz ein anderer Mensch werdet, wir

sind ja beide noch jung, giebt dann Gott seinen Segen: so kann ja binnen ein Paar Jahren auch ein Paar aus uns werden.

Hans Jakob. Ach Gott! da fürchte ich gar sehr, ihr werdet während der Zeit tausend andere Gelegenheiten bekommen, und den guten armen Hans Jakob von der Linden vergessen und verlassen.

Clement. Vergessen und verlassen ist Clementinens Sache nicht, aber sich mit einem jungen Menschen ein Paar Jahre zu früh versprechen, auch nicht. Wir wissen nicht, was Gott für Wege mit uns gehen will, wenn wir uns nun eine Sache vornehmen, die erst nach etlichen Jahren geschehen kann, so begehen wir immer einen Fehler.

Hans Jakob. Das ist, hol mich Gott! hart gesprochen.

Clement. Ist das hart, Bruder! freilich! ich weis gar wohl, daß zwei, die sich mit Leib und Seele verliebt haben, gar oft geschwind zufahren, und sich so

fest an einander knüpfen, als sie können; aber immer folgt viel Leiden darauf, wenns auch recht gut geht: das ist nun meines Thuns nicht, ich habe wohl gut reden, denn ich habe noch nie eine Mannsperson gesehen, in die ich mich so tief verliebt habe; aber ich glaube doch, unser Herr Gott wird mich auch dafür bewahren, ich hüte mich, so viel ich kann, und dann bethe ich auch darum, daß er mich nicht fallen lassen wolle.

Hans Jakob. Hm! ihr habt euch noch nie recht verliebt, allso in mich auch nicht, da siehts, hol mich Gott! blutschlecht für mich aus.

Clement. Bruder! Bruder! ihr seid nicht auf dem rechten Wege, ich sage euch, vergessen und verlassen ist meine Sache nicht, aber sich sterblich verlieben, auch nicht. Ich kann euch sagen, daß ich euch mehr werde lieben, als irgend eine Mannsperson in der Welt, und das ist zum Heirathen genug.

Hans Jakob. Nun das ist, hol mich Gott! auch genug, da gebt mir die Hand darauf.

Clement. Meinethalben, nun müßt ihr auch der Mann werden, den ich aus euch haben will.

Hans Jakob. Da werde ich mein Bestes thun, so wahr mir Gott helfe! sagt mir alles, ich will euch folgen.

Clement. Dazu giebts andere Leute, die es für mich thun, jezt will ich euch noch etliche nüzliche Sachen sagen: ich war ein leichtsinniges Mägdchen, dachte über nichts nach, so wie die Kinder zu seyn pflegen; meine Eltern aber sind sehr fromme christliche Leute, die führten mich immer zum Bethen und zu allem Guten an, aber ich bekümmerte mich wenig darum. Wo es was zu lachen, zu hüpfen, und zu springen gab, da war ich die Vorderste. So wurde ich sechzehen Jahr alt. Meine Mutter hatte mich in allem unterrichtet, was einem Mägdchen hübsch an-

steht, und mein Bruder und ich mußten immer allerhand nüzliche Bücher lesen, um Kenntnise zu bekommen. Jezt gieng nun mein Bruder auf die Universität —

Hans Jakob. Was! hat mein Schwager gestudirt?

Clement. Ja freilich, und das rechtschaffen!

Hans Jakob. Das ist mir ein Bauer! — da freu ich mich doch, hol mich Gott! wie ein Kind, wenn ihn mein Vatter einmal recht kennen wird, wie er sich da hinter den Ohren krazen wird.

Clement. Darüber freut euch nicht, das ist ein schwarzer Flecken an euch, daß ihr eurem Vatter nicht gut seid, den kann ich nicht leiden.

Hans Jakob. Ihr habt recht, unser Herr Gott wird mirs vergeben; nun erzählt ihr nur weiter.

Clement. Mein Bruder reiste fort, und ich war aus der Masen traurig, meine Eltern nahmen mich mit auf einen

Spaziergang, sie waren auch betrübt, doch aber nicht wie ich. Ich denke mein Lebtag daran, wie mein Vatter und meine Mutter da zusammen redeten, jezt machte das alles mehr Eindruck auf mein Herz, als sonst, sie sprachen davon, wie dies Leben in der Welt nur ein Aufenthalt in einem fremden Lande sei, just so, als wenn ein junger Mensch auf die Universität reiste, es käme dann alles darauf an, daß er auf der hohen Schule alle seine Stunden wohl anwendete, was er da versäumte, sei auf immer versäumt, wann er dann von der hohen Schule in ein Amt käme, so würde ers erst finden, wie gut er gehandelt habe, wenn er auf der hohen Schule fleisig gewesen wäre. Eben so gehts auch in diesem Leben. Dieses Leben ist eine hohe Schule für die Menschen, je besser wir hier unsere Zeit anwenden, desto besser wirds uns in jenem vollkommenen Leben bekommen. Nun nahm mich mein Vatter an der rechten, und meine Mutter

an der linken Hand, sie führten mich zwischen sich übers Feld hin; nun, sagte mein Vatter, siehe, liebes Mägdchen! jezt will ich dir etwas sagen, das mußt du niemals vergessen: du bist nun 16 Jahr alt, nach und nach werden sich Jünglinge finden, die nach dir sehen, auch werden sie dich auf allerhand Weise locken, aber bedenke, daß dies Leben kurz ist, daß es lauter Schuljahre sind, ich bitte dich mit Thränen, (er hatte auch Thränen in den Augen) sei behutsam, ich verspreche dir, du kannst dermaleins heirathen, wen du willt, wenn du nur mit deinem Gatten fromm leben und selig sterben kannst, und du nicht gar zu toll hinein plazen wirst; doch das hoff ich nicht von dir. Ich weis nicht, wie es mir damals zu Muthe war, mir wars so wohl, ich weinte, fiel meinen beiden Eltern um den Hals, und versprach ihnen, ewig ihre gehorsame Tochter zu seyn, und ein gutes Mägdchen zu werden. Dieser Eindruck ist mir seit der Zeit fest im Ge-

müthe geblieben, doch paßirte den andern Tag noch etwas, das mich ganz und gar veränderte. Des folgenden Tages, so gegen Abend, kam eine Jungfer aus unserm Dorfe zu mir, die ein Paar Jahre älter war, wie ich, doch waren wir immer die vertrautesten Freunde gewesen, sie sagte mir alles, was sie auf dem Herzen hatte, und ich sagte ihr auch alles. Dies Mägdchen hatte sich vor ein Paar Jahren mit einem jungen Herrn versprochen, er war Advokat, konnte sich aber mit ihr noch nicht verheirathen, denn er hatte kein Vermögen, verdiente auch noch nicht genug, und das Mägdchen erbte auch nicht so viel, daß sie davon leben konnten. Die Eltern waren zwar mit der Heirath wohl zufrieden, auch waren der junge Mensch und sein Mägdchen recht brave gute Kinder. Allein Thorheit wars immer, daß sie sich versprochen hatten, und sich heirathen wollten, ehe sie Brod hatten. Ich sage, es war Thorheit, ob ichs gleich selbst in dem

Falle gethan hätte; denn der Mensch ist manchmal in der Nothwendigkeit, thöricht zu seyn. Nun kam das Mägdchen zu mir, sie weinte, und war aus der Masen traurig. Ach Clementine! sagte sie zu mir, wo soll ich hin? — ich bin so traurig, daß mir die Welt zu eng wird. Ach! wo soll ich hin? — geh doch ein Paar Stunden mit mir spaziren. Gerne, sagte ich, ich legte mein Strickzeug nieder, warf meinen seidenen Mantel um, und gieng mit ihr; es gieng so gegen den Abend, die Sonne schien, und es war stilles sanftes Wetter.

Als wir nun auser dem Dorfe waren, da sagte sie: laßt uns dort über die Wiese hinab spaziren; ich antwortete: mir ists recht; wir giengen allso, und führten uns an der Hand; nun fieng meine Freundin an, ihr Herz auszuschütten, sie klagte mir, daß sie seit einigen Tagen unaussprechlich traurig sei, und wüßte doch nicht warum, sie und ihr Bräutigam seien frisch und gesund, und sonst fehle auch niemand etwas,

und doch sei sie so traurig, als wenn die Welt vergehen wollte; wenn sie nun so darüber nachdenke, was ihr denn doch fehle, so könne sie nichts finden; jezt wärs aber so arg mit ihr, daß sie's nicht mehr ausstehen könnte. Das gute Mägdchen weinte an meiner Seite laut, ich redete ihr tröstlich zu, aber es half alles nicht.

So giengen wir über die Wiese fort, und endlich kamen wir an ein Wasser, welches ziemlich gros und breit ist, jezt hatte es geregnet, und das Wasser war aufgelaufen; über den Fluß lag ein schmales Holz, nur ein Paar Hand breit, doch war es ziemlich eben gehauen, so daß man wohl darüber gehen konnte, wenn man nur nicht schwindlich war. Wir giengen eine Weile an dem Ufer auf und ab, der Schatten stieg die Berge hinauf, und die Sonne wollte nun untergehen. Indem wir so gehen, kommt eine Mannsperson auf der andern Seite des Wassers die Wiese herauf, er hatte einen runden Hut auf, und

einen

einen weissen Frak an mit grünen Unterkleidern, er spazierte mit einem schmalen braunen Stäbchen auf der andern Seite des Wassers herauf. Wilhelmine (so hies die Jungfer) sahe ihn, sie rief: Ach mein lieber Hermann! sie warf ihm Küsse zu, er erkannte sie, warf ihr auch Küsse zu, und nun zog sie die Liebe, sie mußten zusammen, Wilhelmine stund auf dieser Seite an der gefährlichen Brücke, Hermann auf der andern Seite, ein Paar mal versuchte sie über das Holz zu gehen, aber sie taumelte wieder zurück, Hermann versuchte es auch, aber er wurde auch schwindlich, so daß er wieder zurück gieng. Da stunden wir nun, ich widerrieth ihnen beiden, sie sollten wieder nach Hause gehen, es sei zu gefährlich, aber es half nichts, sie strebte hinüber, und er herüber; mir wurde immer bänger, denn mir ahndete ein Unglück, sie sprang auf das Holz, lief fort und wankte, nun war sie zu weit, als daß ich sie hätte zurück ziehen können. Ich

zitterte und schrie, sie stand, schwankte, konnte weder hinter sich, noch vor sich. Hermann sahe die Gefahr, er rief vor Schrecken, sprang auf das Holz, strebte auf sie zu, um sie hinüber zu führen, er schwankte auch, sie ergriffen sich, schwankten herüber, ergriffen sich noch einmal, und im Fallen waren sie in ihre Arme geschlossen, Mund auf Mund!!! —

Clementine stockte hier, Thränen quollen häufig aus ihren Augen die Wangen herab, und Hans Jakob schluckste. Sie fuhr fort: mir ward es schwarz vor den Augen, ich sahe, wie die armen Kinder durchs Wasser fortwalzten, sich immer fester in die Arme schlossen, sich noch ein Paar mal küßten, und endlich über ein Wehr, welches das Wasser nach einer Mühle abdämmte, hinunter rollten, wo sie nun in den grosen Wasserstrudel hinein stürzten. Ich lief das Wasser hinab, streckte die Arme nach ihnen aus, und sahe sie nicht mehr. Alle Kraft verschwand mir,

ich wankte auf den Füsen, sank zu Boden, und wuste von mir selbst nichts mehr. Als ich wieder zu mir selber kam, da fand ich, daß ich im Schoos einer Bauernfrau lag, die Thränen in den Augen hatte, mich freundlich anlächelte, und mich mit kaltem Wasser wusch. Die Frau sah so fromm und so brav aus, daß ich alsofort eine grose Liebe zu ihr bekam. Ich fieng laut an zu weinen, und fragte, ob sie wüßte, was für ein Unglück paßirt wäre? Sie wies mit der Hand die Wiese hinab, ich schaute hin, und sahe dort einen Trupp Bauern beisammen stehen, welche die beiden Unglücklichen auf dem Trockenen liegen hatten, und um sie her stunden. Ich sezte mich bei die Frau auf den grünen Rasen, es war schon ziemlich dunkel, ich war aber noch zu müde, nach Hause zu gehen. Die Frau drückte mir die Hand, und sagte: Jungfer! lasse sie sich das Unglück Lebenslang vor Augen st hen, dort oben war ich im Felde, ich habe das Un-

glück von Weitem mit angesehen, und Leute zusammen gerufen; die armen jungen Leute, Gott hab sie selig! haben sich zu früh mit einander versprochen, das thut kein gut, die Liebe wird je länger je stärker, wenn man nicht zusammen kommen kann, ich habs auch erfahren; endlich wenns zu lang dauert, so wird nichts Gutes daraus. Wenn endlich die Liebe zu heftig wird, so vergißt man den lieben Gott, und dann ists aus. Hüte sie sich dafür, liebe Jungfer! sie ist ein sehr schönes Mägdchen, und sie wird Gefahr haben, daß sie sich nicht zu früh verliebt. Ich fühlte wohl, daß alles wahr war, was die gute Frau sagte, und ich nahm mir fest vor, im Namen Gottes mich niemals in eine Mannsperson zu verlieben, die ich nicht gleich heirathen könnte.

Nun hatte man einen Boten nach unserm Dorfe geschickt, da war nun überall wehklagen. Die Eltern meiner Wilhelmine fielen aus einer Ohnmacht in die an-

dere, und damit ichs kurz mache, die beiden Liebenden wurden in ein Grab gelegt, und unter tausend Thränen begraben. Mein Vatter kam und holte mich von der Wiese nach Hause. Ich war wohl drei ganzer Wochen krank, und konnte nicht wieder zurecht kommen, endlich bekam ich Briefe von meinem Bruder und von seinem Hofmeister, dem ehrlichen, klugen und vortrefflichen Herrn Osterfeld, diese trösteten mich wieder ganz, sie riethen mir, ich sollte mich ganz der Haushaltung annehmen, die Mutter ablösen, und alles besorgen, so würde mein Gemüth ruhig werden, dabei sollte ich gute Schriften lesen, erstlich die Bibel, dann Richardsons Romane, besonders den Grandison und noch andere Bücher mehr. Mein Vatter las auch diese Briefe, sie gefielen ihm wohl, er rieth mir auch dazu, und trieb mich an, daß ich beständig etwas nüzliches in der Haushaltung thun mußte, und wenn ich etwas Zeit hatte, so mußte

ich ihm vorlesen; ich kann auch das Klavier spielen. Nun haben wir einen sehr grosen Flügel, darauf mußte ich schöne Lieder schlagen, und mein Vatter spielte die Violin dazu.

Ich habe auch eine Tante in Aachen, die besuchte ich zuweilen. Sie ist eine sehr christliche vernünftige Frau, die brachte mich dann auch in hübsche Gesellschaft, wo ich lernte mit vornehmen Leuten umgehen, ohne daß ich sündigte. Seht Bruder! so hab ich gelebt, bis mein Bruder vorm Jahr wieder kam. Ich habe viele junge Herren gesehen, in die ich mich wohl hätte verlieben können, und die auch sehr nach mir trachteten, aber so bald ich merkte, daß sie mir gefielen, so zog ich mich zurück, und hütete mich, daß ich sie nicht mehr sahe. Nun glaube ich, daß aus euch ein Mann werden wird, der sich recht für mich schickt, mein Herz sagt mir, daß ich euch einmal mehr als alle Mannspersonen werde lieben können; meine Lie-

be zu euch ist so beschaffen, daß ichs abwarten kann, und doch kann ich euch versichern, daß keine Mannsperson in der Welt ist, die ich lieber habe als euch.

Hans Jakob. Mehr verlang ich nicht, Schwester! hol mich Gott! nicht, nun will ich kein Wort mehr sagen, ich bin zufrieden, aber ich fühle, daß mich das Geblüt in allen Adern spannt, ich möchte gleich alles seyn, was ich werden soll, aber doch will ich Geduld haben, und alles in der Welt thun, um ein rechter Kerl zu werden. Aber was soll ich denn nun diesen Winter thun, nichts? — Ich möchte als gleich anfangen, mich zu bessern.

Clementine. Ich will euch sagen, was ihr thun sollt: Ihr müßt hübsche Bücher lesen, und da will ich euch ein Buch schicken, das recht schön ist, erstlich leset fleißig in der Bibel und bedenkt hübsch, was ihr leset, damit ihrs recht versteht. Darnach leset ihr dann andere Bücher, die ich euch schicken will, indessen geht der Winter

um, nur seid euern Eltern gehorsam, betet fleisig, und wartet dann, was der liebe Gott mit euch vor hat, er macht alles wohl.

Hans Jakob versprach alles von Herzen, er war voller Vergnügen, daß er nun Hoffnung hatte, seinen Zweck zu erreichen. Nichts war ihm zu schwer, das er nicht unternommen hätte. Er und Clementine redeten noch vertraulich zusammen, und wanderten nun wieder nach Hause. Als sie in die Stube traten machte Dietrich eine wichtige Mine, und Eva lachte. Nun wie weit seid ihr denn gekommen? fieng der Vatter an. Hans Jakob war ärgerlich, denn er merkte, daß seine Eltern es für Clementinens Glück hielten, wenn er sie heirathete, das wußte er aber besser. Hei! sagte er, was ist da weit zu kommen, ich habe noch Zeit, ich muß erst ein Kerl werden, ehe ich an etwas denken darf. So! antwortete Dietrich, das wüßte ich doch nicht, bist

doch Kerls genug, es geht alles seinen Gang. Freilich! versezte Hans Jakob, es geht, hol mich Gott! einen Gang, den wir nicht alle gehen können. Clementine merkte, daß er ärgerlich wurde, daher sagte sie: Herr Vetter, ich werde euern Sohn nicht verführen, und es soll auch alles seinen Gang gehen, habt nur Geduld. Dietrich hätte gern noch ein und anderes gesagt: denn er war am Unterrichtgeben, und sein Zweck war, seine jungen Leute so recht nach seinem Wunsch und Willen zu ziehen.

Es ist leicht zu denken, daß Hofmann und der alte Bauer alle Kräfte anspannen mußten, um in ihrem Plane auszuhalten: denn oft wurde es ihnen zu arg, indessen gelung es ihnen nach Wunsch. Sie blieben noch des andern Tages bei den Alten, und nun trug Hofmann seinen Schwiegereltern seinen Plan vor, daß er mit seiner Theodore nach seinen Eltern reisen müßte, seine Schwester würde auch

mitgehen, sein alter Freund würde diesen Winter die Haushaltung auf dem Blumenhof versehen bis ins Frühjahr, dann würden sie wieder kommen.

Dietrich und Eva waren damit zufrieden: denn sie sagten, er würde es am besten wissen, was sich für ihn schickte. Den Montag Nachmittag nahmen sie alle Abschied, und fuhren wieder fort nach dem Blumenhof.

Hans Jakob litte bei diesem Abschiede unaussprechlich, er suchte aber seinen Kummer zu verbergen, so gut er konnte, er stellte sich munter, und war seinen Eltern gehorsam, so daß sie nichts merkten, was in ihm vorgieng. Zuweilen fieng sein Vatter an, von Clementinen zu schwazen, er begann nach und nach gleichgiltig bei der neuen Heirath zu werden, er schlug so gar seinem Sohne andere Gelegenheiten vor, aber Hans Jakob hatte dazu keine Ohren, er ließ sich zwar nichts merken, doch ärgerte er sich oft rechtschaffen,

besonders wenn seine Mutter noch ihr Scherflein dazu that, und Mutterplane machte, wie sie Clementinen erziehen wollte, wenn sie ihre Schnur wäre. Das Mägdchen ist miserabel hochmüthig, sagte sie dann zuweilen, die glaubt, sie sei mehr, als andere Leute, und zwanzig tausend Thaler ist doch auch ein so miserabler Reichthum nicht. Es giebt Leute, die noch mehr haben, und so konnte sie oft eine Stunde fort reden. Hans Jakob fühlte dann einen durchdringenden Schmerz in den Ohren, doch schwieg er still, aber er freuete sich in seiner Seele auf die Hauptkur, die an seinen Eltern vorgenommen werden sollte.

Der alte Bauer blieb, wie gesagt, auf dem Blumenhof, Hans Jakob wußte das. Nun hatte man die Sache so eingerichtet, daß er oft dorthin gehen durfte. Hofmann hatte seinen Schwiegervatter gebeten, er möchte doch seinen Schwager oft hingehen lassen, denn sein

Freund verstünde die hiesige Landesart noch nicht recht, darin könnte ihm wohl der Schwager mit Rath und That an die Hand gehen. Dietrich und seine Frau waren recht wohl damit zufrieden, denn es freute sie in der Seele, daß der Schwiegersohn so viel Vertrauen in sie sezte, und seine Sachen ihrer Regierung anvertraute. Indessen giengs doch Dietrichs Gang bei weitem nicht. Denn wenn Hans Jakob nach dem Blumenhof kam, so wurde von ganz andern Dingen gesprochen.

Drei Wochen nach Hofmanns Abreise trieb Dietrich seinen Sohn an, nach dem Blumenhof zu gehen, und dort nach den Sachen zu sehen. Hans Jakob hatte lange darauf gewartet, denn er wollte sich mit Fleiß in Acht nehmen, nicht auf das Gehen nach dem Blumenhof zu dringen, damit er keinen Verdacht erregte, daß er noch an Clementinen dächte; denn er befürchtete mit Recht, seine El-

tern würdens ihm dann sauerer machen; er zog sich also ganz gleichgiltig an, und gieng fort.

Der alte Bauer, von dem ich oft gesagt habe, war Hofmanns Hofmeister gewesen, und noch war er sein bester Freund, er war eben der Herr Osterfeld, von dem oben Clementine erzählte. Diesem vortrefflichen Manne hatten Hofmann und seine Schwester aufgetragen, den jungen von der Linden diesen Winter über so viel als möglich zu zustuzen, und deswegen hatten sie auch den Dietrich ersucht, daß er ihn oft nach dem Blumenhof schicken möchte, um nach der Haushaltung zu sehen; das war aber nur der Vorwand, wie man leicht denken kann.

Hans Jakob wanderte also nun nach dem Blumenhof hin, er wußte selbst noch nicht, was er da eigentlich machen sollte; allein es war ihm bekannt, daß der alte Bauer dort die Haushaltung führte, und da hoffte er noch ein und anderes zu hö-

ren, was er zu thun hätte. Unter Weges dachte er hin und wieder, er fühlte einen Drang in sich zur Thätigkeit, ohne zu wissen, was er eig ntlich thun sollte. Doch ahndete ihm etwas neues Groses, das er noch in seinem Leben erfahren würde, das machte ihn muthig froh, und gab ihm einen unerschütterlichen Vorsaz, ein Mann zu werden, so wie ihn Gott und Clementine haben wollte.

Unter solchen Gedanken kam er zum Blumenhof, er gieng ins Haus, und fand den Herrn Osterfeld in seiner ländlichen Kleidung, in der Stube am Tisch, zwischen Büchern sizen; er grüßte den ehrwürdigen Greis, dieser stund auf, drückte ihm freundlich die Hand, und grüßte ihn wieder. Hans Jakob sezte sich zu ihm. Herr Osterfeld reichte ihm nun ein Päckchen, welches Clementine an ihn geschickt hatte, darin war ein Brief an ihn, und dann der Grandison. Sie schrieb ihm recht freundlich, und ersuchte

ihn, dem Herrn Osterfeld zu folgen, denn der würde ihm den besten Rath und Unterricht geben können. Hans Jakob freuete sich über den Brief und über die Bücher ungemein, und weil er ein Paar Tage da bleiben konnte, so nahm er sich vor, ihr von hier aus zu antworten.

Osterfeld nahm nun Anlaß, mit dem jungen von der Linden zu reden. Des Abends nach dem Essen steckten sie zusammen eine Pfeife Taback an, und nun fieng Osterfeld an: ich weis, was Clementine mit euch vor hat. Ihr könnt also aufrichtig und von Herzen mit mir sprechen. Gebt nun Acht! denn was ich euch sagen will, das ist wichtig: eure Eltern sind recht brafe würdige Leute, daran ist nichts auszusezen, der Fehler, den sie haben, ist im Grunde kein Fehler, ja er würde so gar eine sehr nothwendige Tugend seyn, wenn die Welt anders beschaffen wäre, als sie ist. Ich habe gefunden, daß die Leute immer die glücklichsten waren, die sich

unter ihrem Stande und Vermögen hielten; nur ist bei euch der Fehler vorgegangen, daß ihr zu sehr von der Welt zurück gehalten worden seid. Nun will ich euch etwas sagen, das ihr wohl behalten müßt: ihr seid in der Welt, Gott hat euch in dieselbe gesezet, ihr habt eure Leibes- und Seelenkräfte, die müßt ihr nun so ausbilden, so verbessern, daß Gott seinen Endzweck mit euch erreicht, er will euch zeitlich und ewig glücklich machen. Da müßt ihr nun auch das Eurige thun.

Hans Jakob. Das will ich herzlich gerne, nur weis ich nicht, wie ichs angreifen soll.

Osterfeld. Das will ich euch nun sagen, hört mir nur zu: eurer Eltern Haushaltung ist so eingerichtet, wie es ihr Temperament und ihre Natur mit sich bringt; freilich hätte euer Vatter viel mehr Gutes in der Welt stiften können, wenn er sich anders eingerichtet hätte, aber er hatte niemand, der ihn unterrichtete.

Ihr

Ihr sollt nun recht mit euren Kräften und Gütern wuchern, und Gott gebe euch seinen Segen dazu.

Hans Jakob. Ja, das will ich, hol mich Gott! wüste ich nur erst, wie ichs machen muß.

Osterfeld. Nun so habt denn doch Geduld! wenn ihr nur eures Vatters eingeschränkte Geisteskräfte hättet, so würdet ihr gar wohl mit euerm Stand zufrieden seyn, ihr würdet dann noch mehr Geld zusammen häufen, bis endlich einmal der Wind hinein käm, ders aus einander stäubte. Nun aber fühlt ihr einen starken Trieb in euch, ein anderer Mann zu werden, als euer Vatter, und dies ist eine Stimme Gottes in der Natur, der ihr folgen müst, aber der Weg zum Ziel ist übel zu treffen. Ich habe Leute gekannt, die auch den Trieb fühlten, sie brachen los, stürmten ihren Lüsten nach, und wurden zeitlich und ewig unglücklich. Nun versichere ich euch, lieber von der Linden! so wirds euch ge-

wis gehen, wenn ihr euch nicht in Acht nehmet.

Hans Jakob. Wie! was! was sagt ihr da? Davon verstehe ich, hol mich Gott! kein Wort.

Osterfeld. Darum will ichs euch erklären: wir wollen einmal den Fall stellen, euer Vatter und eure Mutter stürben, nun sagt mir einmal, wie wolltet ihr dann euere Sachen einrichten?

Hans Jakob. Darauf muß ich mich ein wenig bedenken — Doch dünkt mich, ich würde es so machen: ich theilte mit meiner Schwester, und handelte so fort, wie auch mein Vatter, aber ich würde mit den Leuten umgehen, ich würde mir ein schönes Haus bauen, ich würde mich anders kleiden, so wie auch andere Leute, die nicht so reich sind, als wir — als wir — nu! was wollt ich noch weiter sagen? Das ists, hol mich Gott! noch nicht all! — Ja — und dann wollte ich den Armen so viel Gutes thun, als ich nur könnte, und — und — und.

Osterfeld. Halt! es ist schon genug, jezt will ich euch gleich sagen, daß es schnur gerad mit euch zum Verderben gehen würde: ihr sagt, ihr würdet euch kleiden, wie andere Leute, die nicht so reich wären, wie ihr, das heist, ihr würdet euch nach der Mode kleiden; wißt ihr aber wohl, daß euch das noch zur Zeit ganz und gar nicht ansteht, so lang ihr noch nicht zu leben wißt, wie es sich für solche Kleider schickt, so bald ihr in Modekleidern daher kommt, ehe euer Geist und Herz gebildet ist, so würde euch jeder für einen Narren halten, und Hungerleider, deren es unter den Vornehmen viele giebt, würden euch oft besuchen, sie würden euch hinters Licht führen, denn ihr kennt die Welt nicht; der eine würde euch eine Handlung vorschlagen, der andere würde mit euch in Kompagnie eine Fabrik anlegen wollen, der dritte schlüg euch vor, einen Garten zu bauen, der vierte ein schönes bequemes Haus, wieder einer käme mit einer christ-

lichen frommen Mine, und beredete euch zu einem Vorschlag, vielen Armen Gutes zu thun, wo er dann sein Schäfchen scheren, und endlich hinter der Thür Abschied nehmen würde. Seht, mein lieber Freund! so gehts reichen Leuten, die keine Weltkenntnis haben, und sich auf einmal hervor thun wollen. Das ist alles lange der rechte Weg nicht. Ihr müst gar nicht daran denken, daß ihr vornehmer werden wollt, aber daran müst ihr denken, so nüzlich und so fromm in der Welt zu werden, als es nur möglich ist; darum ists nöthig, daß ihr noch etwas lernt. Ihr müst noch ein wenig studiren. Diesen Winter könnt ihr noch einige nüzliche Bücher lesen, im Frühjahr wird sichs dann wohl machen.

Hans Jakob. Ja, du lieber Gott! studiren — Da wird wohl schwerlich was daraus; was sollt ich studiren?

Osterfeld. Von allem etwas, damit ihr nur Kenntnis bekommt, und die Welt kennen lernt, darnach wird man unter der

Hand vornehm, ohne daß man daran denkt. Wenn euch da vernünftige Leute leiten, und ihr folgt ihnen, so werdet ihr der Mann, der ihr werden wollt. Nur müst ihr immer den grosen Zweck vor Augen haben, daß Liebe und Wohlthätigkeit die fruchtbarsten Tugenden sind, und daß ohne diese Tugenden die gröste Heiligkeit Frömmelei und Heuchelei ist. Darum müst ihr alle euere Masregeln so einrichten, wie ihr am fruchtbarsten in der Liebe seyn könnt, immer das lernen und das thun, was euch am geschicktesten dazu macht. Seht, darin besteht der Fehler euerer Eltern. Sie haben sich durch ihre Lebensart unfähig gemacht, so viel Gutes zu thun, als sie wohl, ihrem grosen Vermögen nach, thun könnten.

Hans Jakob. Nun das ist doch, hol mich Gott! wahr, seht ihrs, ich hab mir den Kopf immer darüber zerbrochen, worin denn doch mein Vatter eigentlich fehlte, und da konnt ichs nicht finden. Ich

dachte immer: so viel Geld -- und doch so bäurisch — Je nun, dachte ich dann weiter, das kann doch auch keine Sünde seyn, und wenns keine Sünde ist, so thue ich Sünde, daß ich unzufrieden bin. Nun wollte ich gern vornehm sein, aber dann fiel mir ein, das wäre auch sündlich; nein doch! dachte ich dann weiter: sündlich vornehm will ich, hol mich Gott! nicht seyn, und so dachte ich dann, und dachte, und konnts nicht finden; jezt weis ichs, was es doch eine schöne Sache ist, wenn man gestudirt hat! Seht, Herr Osterfeld! da habt ihr recht ins Schwarze getroffen, hol mich Gott! Ums vornehm werden ists mir gar nicht zu thun; gerad ein vornehmer Mann seyn, daran liegt mir nicht ein Haar, hol mich Gott! nicht; aber seht, wir haben gar keinen Umgang in der Welt, und da kann ich ja gar nichts ausrichten. Nun wollte ich gern so vornehm seyn, und so viel verstehen, daß ich mit allen Menschen umgehen könnte, mit al-

len Menschen. Sehet, Herr Osterfeld! das ist meine Sache. Mir ist den Henker an Pracht gelegen, nur ein solches Kleid, womit ich bei alle Leute gehen darf, ohne daß sie mich auslachen, und auch so ein Haus, mehr verlang ich nicht, wenn ich so bei alle Menschen gehen, und mit ihnen umgehen darf, dann habe ich genug, und so viel muß ich lernen, daß ich das kann. Seht, Herr Osterfeld! so ist es.

Osterfeld. Recht, so recht! jezt habt ihr den wahren Fleck erblickt, ihr seht jezt den Ort von weitem, wohin ihr reisen wollt; jezt fangt an zu gehen, ich werde euch immer den nächsten Weg zeigen. Bekümmert euch nun gar nicht darum, wie ihr euch vor den Leuten stellen wollt, ihr müßt gar nicht daran denken, Complimente zu machen, sondern euch nur hüten, daß ihr nichts thut und nichts redet, das schädlich und unanständig ist. Eins habe ich euch abgemerkt, ihr pflegt immer den Ausdruck: hol mich Gott! zu gebrau-

chen, das ist unnöthig, und so gar sündlich, denn es ist den Namen Gottes gemisbraucht, davon müst ihr euch ganz abgewöhnen, das steht übel.

Hans Jakob. Ja, das ist, hol — Siehe, da war ich schon wieder. Ja, das ist wahr, ich will thun, was ich kann, damit ich mirs abgewöhne; nun was muß ich weiter thun?

Osterfeld. Ihr müst euch gewöhnen, auf alle eure Gedanken, Worte und Werke Acht zu geben, ihr müst immer wissen, was ihr denkt, und nichts reden, bis ihrs überlegt habt, und eben so müst ihr, wenn ihr etwas thun wollt, alles vorher wohl bedenken, wie ihrs machen wollt, so daß es Gott gefällt, und euch und den Menschen wahrhaft nüzlich ist, wenn ihr das recht in Acht nehmt, und euch daran gewöhnt, so werdet ihr nach und nach ein ganz anderer Mann werden, so wie ihn Gott und **Clementine** gern haben.

Hans Jakob. Das habe ich recht wohl

verstanden, ich will mich dran geben, ich hoffe, das soll gut gehen; ich begreife auch wohl, daß das recht gut und christlich ist. Aber ich bin noch ein grober Tölpel; wie komm ich davon ab?

Osterfeld. Das kommt nach und nach. Befleisiget euch nur der Reinlichkeit in allen Sachen, zieht nichts an, als was reinlich und ganz ist, nichts macht uns verächtlicher, als wenn wir unreinlich sind, und es zeugt immer von einem sehr übel geordneten Geist, wenn man nicht in allen Stücken reinlich und proper ist. Dies ist sehr wichtig. Ein Freund speist ja nicht einmal bei euch, wenn ihr unreinlich seid; das versäumen sehr viele brave Leute, und werden dadurch verhaßt. Darnach seid schamhaft, sprecht so gut ihr könnt, und prakticirt ja nicht darauf, daß ihr höflicher und besser sprechen wollt, wie ihrs versteht, ihr werdet sonst lächerlich, und niemand hat Respekt vor euch. Wenn ihr nun einmal unter die Leute kommt, so

werdet ihr nach und nach lernen, wie man leben muß, ohne daß ihr euch sehr darum zu bemühen braucht. Und ordentlich sprechen könnt ihr leicht lernen, nehmt nur da den Grandison, und wenn ihr ein Stündchen Zeit habt, so geht ganz allein, wo euch niemand sieht oder hört, da lest dann laut, damit ihr die Zunge recht an die Sprache gewöhnt, so werdet ihr nach und nach leicht und angenehm reden, ohne daß ihrs wißt und dran denkt, und dann wird euch auch kein Mensch auslachen: denn man hörts euch nun an, daß ihr sprecht, wie ihrs gewohnt seid, ohne daß man merkt, ihr wolltet vornehmer thun, als ihrs versteht. Eben so wird euch dann auch das Schreiben leicht, denn wenn ihr schön geschriebene Bücher fleisig lest, so bekommt ihr Geschicklichkeit in der Sprache, ohne daß ihrs gewahr werdet.

Hans Jakob. Nun das begreif ich alles recht wohl, ich verstehe auch, daß das alles recht nüzlich seyn wird. Jezt will ich

mich, hol mich — (das dich) jezt will ich mich ernstlich dran machen. Schreibt nur der Clementine, daß ichs gerad so machen will.

Osterfeld. Das schreibt ihr ihr selber, ich werde auch auf ihren Brief antworten, und ihr sagen was zu sagen ist.

Dies waren die vornehmsten Lehren, die Osterfeld dem Hans Jakob gab, und drauf giengen sie schlafen. Der gute Junge konnte aber gar nicht schlafen, er lies das Licht brennen, stund auf und spazirte in der Stube auf und ab, und dachte sich müde, wie er nun alles machen wollte, dann nahm er den Grandison, und fieng an zu lesen, das gefiel ihm wohl, er begriffs; so wie die Henriette Byron da, so ist Clementine gerad, sollte denn kein Kerl da im Buch seyn, an dem ich ein Exempel nehmen kann, so redete er zu sich selbst; aber ich werde wohl noch etwas finden, das mich angeht, jezt kann ich nicht lesen. — Halt, ich will an Clementine schreiben, ich wills nun versuchen.

Hans Jakob hatte da im Fenster ein Dintenfaß, Feder und Papier entdeckt, daher wars ihm eingefallen, zu schreiben. Er nahm einen halben Bogen Papier, faltete ihn zusammen, sezte sich, nahm Feder und Dinte, und schrieb, wie folgt:

Hochgeehrte und herzinniglich geliebte Schwester Clementine! *)

Ich bin heute auf den Blumenhof gekommen, ich wär schon lang gern da gewest; aber ich konnt nicht eher als heut, ist auch noch immer früh genug. Denn seht, ich dummer Tölpel! darf nicht vorlaufen, sonst fall ich, hol mich — ich darf nicht mehr hol mich Gott! sagen, sagt der Herr Osterfeld, und ihr wollt haben, ich soll gerade so schreiben, wie ich denke, und da giebts tolles Zeug durch

*) Ich habe diesen Brief in seiner fehlerhaften Orthographie nicht einrücken mögen. Diese Mode ist schon abgenuzt. Genug, wenn wir den Karakter des Ehrenmannes kennen lernen.

einander, wie's der Hirt vors Thor treibt. Nun was wollt ich doch weiter schreiben; ja da fiel ich auf die Nase, wenn ich so voran liefe. Nun hat mir Herr Osterfeld vielerlei gesagt, und das will ich auch all, wenn Gott will, halten, denn ich hab euch in der Seele lieb, nur müßt ihr auch so hübsch alles halten, was ihr mir versprochen habt. Um euretwillen möcht ich gern der beste Mensch auf Gottes Erdboden werden, und das wird mir auch selbst gut seyn, wenn ichs werde.

Da bin ich eine Weil in der Stub herum gegangen, und habe mich bedacht; denn ich möchte so herzlich gern euch das Schönste schreiben, was man nur schreiben kann. Ja du lieber Gott! was weis ich? ich weis keine solche Worte, wie man sie einem vornehmen Mägdchen schreibt. Ich wollte euch gern meine Liebe zu euch beschreiben, und da weis ich gar nicht, wie ichs machen soll. Ich stelle mirs oft so vor: seht, wenn wir beide ins Wasser fielen, so

wie ihr mir von dem Hermann und der Wilhelmine erzähltet, was thät ich? Ich machte meine Arme zu eisernen Pfählen, stemmte sie unter euch, hielt euch übers Wasser, und vertränke mit Freuden; schöner kann ich euch nichts sagen.

Da bin ich wieder eine Weile herum gegangen, und hab geweint, daß ich mein Herz da so nicht aufs Papier hinmalen kann, recht, wie es ist.

Nun goldige Clementine! ich will alles thun, was ihr haben wollt. Der Grandison gefällt mir in der Seele wohl, ich habe schon gefunden, daß die Henriette Byron ungefehr so ein Mägdchen war, wie ihr. Jezt will ich nur noch suchen, wie ihr Freund ist, und ob ich auch so einer werden will. Nun Adjes, grüßt meine Schwester und Schwager und eure Eltern, ich grüse euch aber tausendmal; bin und verbleibe ꝛc.

Zehenmal überlas Hans Jakob den Brief, er gefiel ihm nicht, doch wurde er endlich müde, und er gieng schlafen.

Des andern Morgens nahm er den Brief, und zeigte ihn Herrn Osterfeld, der las ihn, lächelte und sagte: so viel sehe ich, ihr habt Kopf und Herzens genug, nicht nur Clementines Mann, sondern noch so gar ein groser Mann in der Welt zu werden. Den Brief schlag ich ein, und schick ihn fort, so wie er da ist, und ich versichere euch, Clementine wird zufriedener damit seyn, als wenn er gedreht und gezirkelt wäre. Hans Jakob schüttelte den Kopf, sah misvergnügt aus, und sagte: Herr Osterfeld! Herr Osterfeld! versündiget euch nicht an einem armen Jungen! Ihr habt, hol mich Gott! den Narren an mir. Nein, antwortete Osterfeld sehr ernstlich, das würde mich beleidigen, wenn ihr mich kenntet, ich habe nie den Spott mit einem Menschen, am wenigsten aber mit einem so ehrwürdigen Jünglinge, als ihr seid.

Nun dann, fuhr Hans Jakob fort, wenn euch das Ernst ist, so glaube ich

selbst, es kann noch etwas aus mir werden. Osterfeld erwiederte: folgt ihr nur meinem Rathe, und fliegt niemals höher, als euch die Federn gewachsen sind, so versichere ich euch, es wird alles recht gut gehen.

Hans Jakob blieb zween Tage auf dem Blumenhofe, Osterfeld unterrichtete ihn beständig, so daß er schon in vielem aufgeklärter, und voller Drang, ein rechtschaffener Mann zu werden, nach Hause gieng.

Dietrich und seine Frau verlangten mit Schmerzen nach ihres Sohnes Wiederkunft, um zu hören, wie es auf dem Blumenhofe stünde: denn diese Haushaltung lag ihnen nun auch an, damit nichts zu schaden käme. Derowegen als Hans Jakob zur Thüre hereintrat, fragten ihn beide Eltern zugleich, wie's auf dem Blumenhofe aussähe, er gab ihnen von allem richtigen Bescheid, und beschrieb die Sache so, daß Dietrich anfieng zu glauben, der alte Bauer müste wohl seine

Sache

Sache recht gut verstehen. Er erzählte nun seinem Sohne, daß er einen Brief von Hofmann und auch einen von Thierchen bekommen hätte, und daß es ihnen wohlgienge.

Hans Jakob. Das habe ich auch gehört, der alte Osterfeld, so heist der Bauer dort, hat auch einen Brief bekommen.

Dietrich. Hör, Junge! es geht alles seinen Gang, da lies den Brief von deinem Schwager, das ist ein Kerl wie ein Doktor; wie schreibt der so schön? — und so gelehrt? das ist doch eine Freude, es geht alles seinen Gang. Es thut mir doch leid, daß ich dich nicht besser habe lernen lassen, das ist ein ganzer Kerl.

Hans Jakob. Ja, Vatter! ich sorge des Leidthuns giebts noch mehr, wir wollen noch einmal davon reden, es kommt noch eine andere Zeit.

Dietrich. Das ich nicht wüste! es geht alles seinen Gang.

Hans Jakob. Vatter! wenns euch darum zu thun ist, ich will noch wohl besser schreiben lernen, der alte Osterfeld schreibt eine so schöne Hand, wie ein Schulmeister, ich habs gesehen, er schreibt magnifik: wenn ihr mich nur missen wollt, so wollte ich wohl diesen Winter auf dem Blumenhofe bleiben, er kann auch gar schön rechnen, so gieng ich noch ein wenig bei ihm in die Schule, ich könnte dann als helfen auf die Haushaltung Acht geben.

Dietrich. Das Ding geht seinen Gang! was meinst du, Eva? wir haben ja Knechte und Mägde, wir können ihn missen, es schakrinirt mich doch, daß mein Eidam mehr weis und versteht, als mein Junge. Denk, das Mägdchen, die Clemens, war auch ein anderer Kauz, als Thierchen.

Eva. Ja, da habe ich schon lang daran gedacht. Das war ein miserabel geschicktes Mägdchen, aber auch hochmüthig. Die wird das arme Thierchen wohl schwer-

lich über die Schulter ansehen, aber es wird nicht lang währen. Wenn die jungen Leute auf den Blumenhof kommen, so wird Thierchen Herr und Meister, und dann hats ein Ende.

Dietrich. Das soll wohl alles seinen Gang gehen, aber meinst du denn, daß Hans Jakob nach dem Blumenhofe diesen Winter gehen soll?

Eva. Gotts ja! es gefällt mir recht wohl. Nun war alles beschlossen. Hans Jakob freuete sich in seiner Seele, und es schien ihm so, als wenn unser Herr Gott zu allem seinen Segen geben wollte. Die Mutter machte ihm Kleider und Wäsche zurecht, und nach etlichen Tagen zog er mit tausend Freuden ab. Er hatte zwar nicht ehe angefraget, ob ihn auch der alte Osterfeld annehmen würde, aber daran durfte er ganz und gar nicht zweifeln. Er kam auf dem Blumenhofe an, und wurde mit Freuden aufgenommen. Herr Osterfeld glaubte selbst, daß es ein Wink

der Vorsehung sei, und daß alles nach Wunsch gehen würde.

Nun wandte der alte Greis alle Mühe an, um den Hans Jakob zu bilden. Der junge Mensch, welcher einen guten Kopf hatte, nahm auserordentlich zu; er war unermüdet im Lernen, und Osterfeld unermüdet im Unterrichten. Clementine freuete sich über diesen Gang der Sache recht innig, und sie fieng wirklich ernstlich an zu glauben, daß er endlich ihr Mann, und daß sie glücklich mit ihm seyn würde. So verfloß dieser Winter mit Lernen und Briefwechseln, und je näher der Frühling heran rückte, desto mehr wuchs die Neugier bei dem jungen von der Linden, was es nun mit ihm und mit allem werden würde.

Um Ostern machte der alte Osterfeld Anstalten zur Abreise, wie er vorgab, und er ersuchte den Hans Jakob, auf vierzehen Tage zu seinen Eltern zu gehen. Der gute Jüngling merkte etwas, sein Herz

erweiterte sich, besonders als ihm Osterfeld sagte, es sei nun an dem, daß die Sache einen ganz andern Gang gehen würde. Er gieng also mit Freuden zu seinen Eltern, und Zeit und Weile wurden ihm lang, bis er sähe, wo es hinaus wollte. Als er heim kam, freueten sich seine Eltern. Dietrich merkte wohl, daß er nicht mehr der alte Hans Jakob war, der immer mit seinem hol mich Gott! um sich warf, er kam ihm beinahe so vor, wie der Schulmeister da im Dorfe, und das konnte er vertragen, nur muste er sich wundern, woher der alte Bauer so gelehrt geworden wäre; sein Sohn aber belehrte ihn, er sei ehemals lang Schulmeister gewesen. Indessen machte Dietrich mit seiner Frauen allerhand Plane, um den Hans Jakob zu verheirathen: denn es hatte sich ein gewisses, ich weis nicht was, ihrer Seelen bemächtigt, so daß sie nicht gern sahen, daß er Clementinens Mann würde; sie hatten eine gewisse Furcht vor dem Mägd-

chen, ohne daß sie wusten, warum. Endlich fiel ihnen die Tochter eines benachbarten Schulzen ein, es deuchte sie beide, das wäre wohl eine Gelegenheit für ihren Sohn, denn der Schulz war ein reicher Mann, und seine Tochter ein gutes flinkes Bauernmägdchen. Als die beiden Eltern das des Abends auf dem Bette ausgeklügelt hatten, so nahm sich Dietrich vor, des Morgens seinem Sohn den Antrag zu thun. Als er daher aufgestanden war, und Hans Jakob auch in die Stube kam, fieng der Vatter an:

Dietrich. Hör, Junge! ich muß dir einen Vorschlag thun, es muß alles seinen Gang gehen.

Hans Jakob. Was ist das? Vatter!

Dietrich. Deine Schwester ist nun verheirathet, und ich glaube, ich habe sie gut an Mann gebracht, nun bist du zwar erst im zwanzigsten Jahre, es hätte noch Zeit mit dir, aber es muß doch alles seinen Gang gehen; du kannst auch noch immer war-

ten, und doch wüste ich gern wo du bliebst. Da habe ich an des Schulzen Tochter zu Mayenbach gedacht, deine Mutter ist mit mir darin einig.

Hans Jakob. Des Schulzen Tochter zu Mayenbach mag ein gutes Mägdchen seyn, aber last uns noch ein wenig warten, bis wir sehen, was unser Herr Gott mit uns vorhat.

Dietrich. Nun, so sehr haben wir freilich nicht zu eilen, wenn ich nur weis, daß es dir nicht zuwider ist, denn schau! es geht alles seinen Gang, und ich muß es sagen, es gefällt mir nicht recht, wenn du die Clemens heirathest, es ist so ein vertrackter Name, und dann fürchte ich mich ordentlich vor dem Mägdchen. Ich habe nichts wider sie, sie kommt mir sehr gut vor, aber es geht alles seinen Gang. Mich dünkt, wenn man uns alle in eine Wagschale legte, und die Clemens in die andere, sie wippte uns alle in die Luft.

Hans Jakob. Habs lang gewust, daß

es so wär, gerad so kommt mir mein Schwager auch vor. Aber die schweren Leute gefallen mir doch, und ich bin noch am wachsen; es könnte seyn, daß ich so schwer würde, wie Clementine, und dann hättet ihr doch wohl nichts dawider?

Dietrich. Ich weis nicht. Siehe, Junge! die Meinung ist doch, daß du hier in deiner Eltern Haus bleiben und wohnen willst, und da wärs doch verdrieslich, wenn deine Frau deine Mutter unter die Bank steckte. Es muß alles seinen Gang gehen.

Hans Jakob. Dafür soll uns Gott behüten. Ihr und meine Mutter müst lauter Freude an uns Kindern haben, und das hoffe ich bald zu sehen, daß ihr für Freuden über uns weint.

Dietrich. Junge! ich weis nicht, wie mirs ist, es steckt was unter euch, ich merke was, will doch sehen, wo es hinaus will, es muß alles seinen Gang gehen. Da fällt mir deine Mutter ein, wie

ste mit Thierchen schwanger war, da wußte es lange niemand, ich und deine Mutter auch nicht. Da kams nun endlich heraus, sie war schwanger, und ehe wirs uns versahen, war Thierchen auch da.

Hans Jakob lachte, und antwortete, das ist doch curios! last uns noch eine Weile wegen des Schulzen Tochter bedenken.

Dietrich. Meinethalben, es muß alles seinen Gang gehen.

Nun wurde von der Sache nicht weiter gesprochen. Hans Jakob war etwa zehen Tage vom Blumenhofe weg gewesen, als auf einmal der alte Bauer mit dem bunten Wagen in den Hof herein gefahren kam, und eben so flink mit der Peitsche knallte, als es ehemals Hofmann gethan hatte. Der Alte war so munter, wie ein junger Pursch, er sprang vom Wagen, und rief Heisa!

Hans Jakob lief heraus, und bewill=

kommete ihn, das Herz fieng ihm an zu klopfen, wie ein Hammer. Nun, wo naus? rief er dem alten Osterfeld entgegen; werdets sehen! antwortete er. Dietrich machte sich nun auch herbei, auch Eva; sie waren alle froh, den ehrlichen Alten zu sehen. Sie führten ihn ins Haus, und fragten nach Neuigkeiten von ihren Kindern. Osterfeld versezte: eure Kinder sind alle auf dem Blumenhofe, sie sind gesund und wohl, und ich soll euch alle drei abholen, ihr müst heute noch mit fort. Das gilt, rief Dietrich, Eva, wacker! mach Essen, damit wir früh was bekommen, wir müssen zu unsern Kindern. Eva war so froh, daß ihr das Herz hüpfte. Alles war bald bereit, niemanden schmeckte das Essen, und Hans Jakob hätte fliegen mögen, denn er hatte schon vernommen, daß auch Clementine da war. Kurz, Nachmittags um ein Uhr fuhren sie fort, und allen dreien wurde der Weg Jahrs lang.

Endlich gelangten sie auf den Hügel vor den Blumenhof, nun schaueten sie dort vor das Haus hin, und sahen drei Personen im Hofe unter den Bäumen spazieren, einen prächtigen Herrn in einem weisgrauen kostbaren Kleide, und zwei Frauenzimmer in weisen zizenen Jacken, recht vornehm aufgepuzt. Die beiden Frauenzimmer hatten die Mannsperson zwischen sich, und hiengen ihm an den Armen. Nun sahen sie, daß die drei still stunden, und herauf schaueten. Dietrich guckte starr hin, und sagte: Osterfeld! wer ist das? Ho! antwortete er, das ist der Herr Kammerrath Ehrenfried mit seiner Liebsten und Jungfer Schwester, Hu! hu! rief Hans Jakob, die Sonne gehet auf! — Dietrich sahe Eva an, und Eva den Dietrich, beide fragten weiter: was machen denn die hier? Osterfeld antwortete: werdets sehen! indem fuhren sie zum Hofe hinein. Die drei stunden da, und guckten mit thränenvollen Augen in den Wa-

gen, und die drei auf dem Wagen sasen da wie steinerne Bilder. Der alte Bauer stieg vom Pferde herab, hielt es am Zaume, und schauete bald die eine, bald die andre Parthie an. Dietrich zog erst den Hut ab, und wollte guten Tag zusammen! sagen, während der Zeit aber, daß das Wort auf seiner Zunge jung wurde, und eben hervorbrechen wollte, entdeckte er in des Kammerraths Gesicht seinen Schwiegersohn Hofmann, und nun erblickte er Thierchens Gesicht auch, nun auch Clementinen, er wuste nicht, was er sagen und denken sollte, ob er träumte oder wachte. Eva faltete die Hände, sahe vor sich nieder, und wuste nicht, wie ihr war. Hans Jakob ermannte sich zuerst, er sprang vom Wagen, lief zu seinem Schwager, nahm den Hut ab, und wollte ihn bewillkommen, aber Ehrenfried fiel ihm um den Hals, küßte ihn, und drückte ihn an seine Brust. Theodore fiel ihm nun auch um den Hals, weinte und küßte ihn.

Clementine bewillkommte ihn herzlich, und drückte ihm beide Hände oftmals.

Dietrich sahe das so an. Eva! sagte er, wie stehts? wollen wir nicht auch absteigen, es geht alles seinen Gang. Eva antwortete: das ist miserabel wunderlich! Indessen trat Hofmann oder nunmehr der Kammerrath Ehrenfried an den Wagen, Theodore und Clementine mit ihm, alle drei weinten, und riefen: willkommen, willkommen, liebe Eltern! Als Dietrich und Eva den Ton hörten, schmolz ihnen das Herz. Dietrich hatte wohl vielleicht lang keine Thränen vergossen, aber jezt kams ihm, sie flossen ihm die Wangen herab, Ehrenfried schloß ihn in seine Arme, und sagte: lieber, lieber Vater! verzeiht uns, daß wir euch so behandelt haben, ich hätte eure Tochter nicht bekommen, wenn ichs nicht so angegriffen hätte. Theodore fiel ihn auch um den Hals, und küßte ihn; eben so machten sies auch der guten Mutter Eva. Cle-

mentine war eben so freundlich. Die guten Alten wusten gar nicht, wie ihnen geschah, sie hatten nie in ihrem Leben so freundliche vornehme Leute gesehen, sie schwiegen beide still, denn sie wusten nicht, was sie sagen und was sie denken sollten. Hans Jakob aber war lustig und guter Dinge. Jezt giengen sie nun alle in Haus, wo der alte Osterfeld auf sie wartete, er hatte sich auch während der Zeit verändert, denn er hatte sein schwarzes Kleid angezogen, und war nun ein feiner ehrwürdiger Geistlicher.

Als sie alle in der Stube waren, so erholte sich Dietrich von seiner Verwunderung, er sas still, und sah vor sich hin. Eva sas auch blöde da, und schämte sich. Hans Jakob aber stahl sich mit Clementinen bei Seite, und gieng mit ihr im Hofe spazieren, denn er hatte sehr viel mit ihr zu reden. Ehrenfried, Theodore und Osterfeld aber sezten sich vor den Alten her, waren freundlich, und fiengen

bald dieses, bald jenes an zu reden, sie bekamen aber lauter einsilbige Antworten; dies schmerzte Ehrenfried, er stund auf, gieng heraus, und Theodore folgte ihm mit nassen Augen nach.

Osterfeld blieb sizen, er wurde eifrig, sezte sich vor Dietrich und Eva hin, und fieng an: Herr von der Linden! warum denn nun so still, jezt da ihr eure Tochter doch wahrlich glücklicher sehet, als ihr sie je hättet machen können?

Dietrich. Ich will meine Kinder nicht vornehm haben, sie sollen nicht mehr werden als ich, es soll alles seinen Gang gehen, und es ist nicht brav, wenn man einen so an der Nase herum führt.

Osterfeld. Warum sollten eure Kinder nicht vornehm werden? Warum nicht?

Dietrich. Weil ich die vornehmen Leute uicht leiden kann.

Osterfeld. Warum könnt ihr sie nicht leiden?

Dietrich. Ei nun! das Geblüt ver-

kehrt sich in mir, wenn ich vornehme Klei-
der sehe.

Osterfeld. Pfui! pfui! ich dachte, ihr wäret ein vernünftiger Mann, machens denn nun die Kleider aus? Ob das Kleid so oder anders geschnitten ist, daran liegt nichts, es ist die Pflicht eines rechtschaffenen Mannes sich so zu kleiden, wie es sein Beruf mit sich bringt.

Dietrich. Dagegen habe ich nichts, aber meiner Kinder Beruf bringts so nicht mit sich, es geht alles seinen Gang. Sie sind Bauern, und sollen auch Bauern bleiben.

Osterfeld. Hört, ich will euch etwas sagen: glaubt ihr denn, daß alles wahr ist, was Christus gesagt hat, und daß wir alles thun müssen, was er uns befiehlt?

Dietrich. Ja freilich! darauf laß ich mein Leben, aber der will nicht haben, daß man stolz werden soll, es soll alles seinen Gang gehen.

Osterfeld. Halt! ihr geht schon zu weit. Ihr sagt, was Christus befohlen hat, dar-

auf

auf wolltet ihr euer Blut vergiesen. Nun erzählt aber Christus im Gleichnis von dreien Knechten und von einem Hausherrn. Der Hausherr wollte verreisen, darum vertheilte er sein Geld unter drei seiner Knechte. Dem ersten gab er fünf Talente, dem andern zwei, und dem dritten ein Talent. Und als er nun verreiste, da befahl er den dreien Knechten, sie sollten nun brav mit dem Geld handeln, damit sie viel gewönnen. Nun zog der Herr fort. Der erste war ein wackerer Mensch, denn als der Herr wieder kam, da hatte er sein Geld noch einmal so hoch gebracht, er konnte seinen Herrn nun zehen Talente überliefern. Der zweite hatte mit den zweien Talenten auch gut gehandelt, er konnte jezt vier bringen. Der dritte aber hatte nichts gethan, sondern, damit ihm sein einziges Talent nicht gestohlen würde, so begrub ers an einen heimlichen Ort, und brachte es nun so dem Herrn wieder, wie ers bekommen hatte. Es hatte also in

der Zeit nichts gerenthet. Nun was geschah? die beiden ersten wurden herrlich belohnt, der dritte aber wurde verdammt. Versteht ihr das, Herr von der Linden?

Dietrich. So halb und halb, aber ich weis nicht, wo ihr damit hinaus wollt.

Osterfeld. Jezt wollen wirs sehen: der Hausherr ist Christus selbst.

Dietrich. Das ist richtig.

Osterfeld. Die drei Knechte bedeuten die Menschen, euch, mich, auch eure Kinder.

Dietrich. Nu fort! es geht alles seinen Gang.

Osterfeld. Die Talente bedeuten das ganze Vermögen und alle Kräfte des Menschen, Geld und Gut, Leibes und Seelenkräfte. Habt ihr etwas dagegen?

Dietrich. Gar nichts, das begreif ich, da sollen wir alle unsere Sachen recht anwenden, und damit handeln, damit alles seinen Gang geht. Aber was wollt ihr damit?

Osterfeld. Das sollt ihr sehen: wie macht man das Handeln und das Anwenden?

Dietrich. Darauf muß ich mich bedenken! — Ja, das weis ich so nicht recht, mir deucht, man müste fromm seyn, und als ein rechtschaffener Mann leben, so gieng alles seinen Gang.

Osterfeld. Ja, aber was heist ihr fromm und rechtschaffen? darauf kommt jezt alles an.

Dietrich. Ihr katechisirt mich so streng, was wollt ihr damit?

Osterfeld. Ihr seid ein rechtschaffener Mann, der gern vor Gott und Menschen recht thun will, und da ihr in Ansehung euerer Kinder einen grosen Fehler begangen habt, so wollte ich gern, daß ihr ihn erkenntet, und nun euren Kindern gut wäret, und sie segnetet.

Dietrich. Nun so fahrt denn fort, es geht alles seinen Gang.

Osterfeld. So sagt mir, was ihr damit meint, fromm und rechtschaffen seyn?

Dietrich. Man muß niemand unrecht thun, den Armen helfen und ihnen Gutes thun, seiner Haushaltung wohl vorstehen, und — und — noch so allerhand, es muß alles seinen Gang gehen.

Osterfeld. Beten, lesen, singen und dergleichen gehört auch daher, nicht wahr?

Dietrich. Freilich, freilich! das hätt' ich schier vergessen.

Osterfeld. Jezt wollen wir das alles einmal untersuchen: Christus will haben, wir sollen mit unsern Talenten wuchern, damit in der Welt Nuzen schaffen, das ist die wahre Religion. Beten, singen, lesen ist alles gut, aber nur in so fern, als es uns anfeuert, Lust und Muth macht, recht viel Gutes zu thun. Der Mensch muß aus wahrer Liebe zu Gott, um ein recht fruchtbares Werkzeug in seiner Hand zu seyn, um sein Reich, seine Herrlichkeit, seine Ehre und seine Erkenntnis

auszubreiten, alle seine Kräfte anstrecken: alle Gottesdienstliche Uebungen, die nicht den Zweck haben, sind Gott ein Greuel. Da muß jeder in seinem Beruf recht von Herzen treu seyn, alle seine Kräfte dazu verwenden, um darinnen Nuzen zu schaffen, unserm Gott ist nichts damit gedient, ob wir ganze Tage beten, singen und lesen. Unser Glaube auf Christum soll voller guter Werke seyn, sonst ist alles nichts, und ein Greuel vor Gott.

Dietrich. Das begreif ich alles sehr wohl, da geht alles seinen Gang, aber ich weis noch nicht, wo ihr damit hinaus wollt.

Osterfeld. Glaubt ihr denn das alles, Herr von der Linden! was ich da gesagt habe.

Dietrich. Dawieder habe ich nichts, ich habs zwar nie so recht bedacht, aber ich begreife doch, daß es so recht ist.

Osterfeld. Nun hört: die Talente, womit wir Gott zum Preis handeln und wu-

chern sollen, sind unser Vermögen, unser Geld und Gut, unsere Leibes- und Seelenkräfte, u. s. w. Das alles sollen wir aus wahrem Glauben an Gott in Christo, zu unseres Nächsten Besten so gut anwenden, als wir nur können; das heißt zur Ehre Gottes mit seinem Talent wuchern, wer das nicht thut, der vergräbt sein Talent, dem gehts gerad wie dem Knecht mit seinem anvertrauten einen Pfund. Der Richter der Welt wird dermaleinst schwere Rechenschaft von ihm fodern. Ist das nicht wahr?

Dietrich. Freilich ist das wahr, das erkenne ich sehr wohl, aber Gott im Himmel, wer kann das?

Osterfeld. Wir müssen thun, was wir können Nun untersucht euch einmal, hättet ihr nicht viel mehr Nuzen stiften können, ihr seid ein reicher Mann, wenn ihr ordentlich mit den Leuten umgegangen wäret? — Wie viele arme Nothleidende hättet ihr durch eine nüzliche Ma-

nufaktur ernähren, und ihnen Brod geben können? Wenn ihr durch einen fröhlichen frommen Wandel euer Licht vor den Menschen hättet leuchten lassen, so hätten sie eure guten Werke gesehen, hätten Gott gelobt, und euch nachgeahmt; aber jezt verachtet euch jedermann, niemand mag mit euch umgehen, weil ihr ein Sonderling seid. Was liegt nun daran, ob euer Rock so gemacht ist, wie er vor fünfzig Jahren Mode war, oder wie er jezt Mode ist? Damals war er neumodisch, eben so, wie jezt unsere Kleider. Nun gälte alles einerlei, wenn es nicht hinderlich am Christenthume wäre, aber eben durch solche Aufführung macht ihr euch verächtlich, so daß ihr nicht mit euern Talenten gehörig wuchern könnt. Pracht und Ueppigkeit ist vom Bösen, und taugt nichts, aber sich durch altfränkische Lebensart lächerlich, und zur Ausübung der Liebe des Nächsten ungeschickt machen, ist nicht viel besser. Was denkt ihr nun wohl?

Es ist euch noch nicht genug, daß ihr selber euer Pfund vergraben habt, ihr wolltet auch noch euere Kinder zwingen, es zu vergraben. Die fühlten nun Trieb und Drang in sich, mit Menschen umzugehen, und etwas in der Welt auszurichten, war es nun nicht ein groses Glück, daß sie in Herrn Ehrenfrieds Hände fielen? Es war wahrlich hohe Zeit; endlich wenn die Kinder gesehen hätten, daß sie durchaus so bleiben sollten, wie ihr, so wäre Hans Jakob in den Krieg gegangen, und Theodore hätte sich an den ersten besten Mann gehängt, beide wären dann vielleicht zeitlich und ewig unglücklich geworden, und wer hätte dann die Schuld gehabt? Wer anders, als ihr?

Dietrich. Dafür wollte ich meine Kinder wohl gehütet haben, es muß alles seinen Gang gehen.

Osterfeld. Armer Mann! warum habt ihr sie denn nicht für Herrn Ehrenfried gehütet.

Dietrich schwieg, und seufzete tief, er fühlte wohl, daß Osterfeld recht hatte, er konnte gar nichts darauf antworten, er empfand tief in seiner Seele, daß es blos Naturell und Temperament bei ihm war, und nicht Ueberzeugung, was ihn zu seiner eigensinnigen Lebensart verführt hatte. Hochmuth wars bei ihm, er wollte sich auszeichnen, und da ers in grosen Tugenden und Geschicklichkeiten nicht konnte, so beneidete er jeden andern, und verachtete alles, was nicht nach seinem eigensinnigen Geschmack war.

Niemals hatte ihm jemand so die Wahrheit gesagt, als Osterfeld, er konnte nichts darauf antworten; im Grunde hatte er ein gutes Herz und einen redlichen Karakter, an Kopf fehlte es ihm auch nicht, er war keiner von denen, die gegen ihre Ueberzeugung handeln wollen, wenn sie's auch besser erkennen. Indessen war er durch den heutigen Vorfall so zu Grunde gerichtet, daß ihm übel wurde,

er konnte sich nicht mehr aufrecht halten, und er verlangte ins Bett, seine Kinder waren gegen das Ende der Predigt wieder in die Stube getreten, und hattens mit angehört.

Theodore und Hans Jakob waren bestürzt über des guten Vatters Leiden, und so unruhig, daß sie sich nicht zu lassen wusten. Beinahe reuete es alle daß sie ihn mit List hintergangen hatten, innerlich seufzten sie zu Gott, er möchte es zum Guten ausschlagen lassen.

Dietrich wurde also zu Bett gebracht, Eva folgte ihm, ohne ein Wort zu sagen. Den ganzen Abend waren sie alle still und traurig, und man verlangte nach dem Morgen, um zu sehen, wie es dann mit dem Vatter aussehen würde. Des Morgens früh stunden sie alle wieder auf, und als sie in der Stube beisammen waren, und mit Schmerzen verlangten, den guten Dietrich vergnügt zu sehen, so schauete Hans Jakob durchs Fenster, und sahe

seinen Vatter und Mutter zusammen völlig angezogen im Hofe herum spazieren, er rauchte mit grosen Zügen seine Pfeife Taback. Sie freueten sich alle, giengen miteinander zu den Eltern in den Hof, und wünschten ihn einen guten Morgen. Dietrich und Eva dankten ihnen freundlich, so gar zog Dietrich seinen Hut ab, sezte ihn aber doch sogleich wieder auf; nun giengen alle zusammen ins Haus, um Thee zu trinken; als sie nun so beisammen sasen, fieng Ehrenfried an:

Liebste Eltern! ich hoffe, daß ihr mir nun vergeben werdet, daß ich eure Tochter durch List bekommen habe. Ihr hättet mir sie sonst nicht gegeben, und ich muste sie doch haben. Dietrich antwortete: ich kann mich nicht ehender zufrieden geben, bis ich weis, ob alles seinen Gang geht, ich weis ja noch nicht, was ich für einen Schwiegersohn habe, ich muß ja gewärtig seyn, daß man mich nun in allen Stücken hinters Licht geführt hat.

Ehrenfried. Ihr habt recht, Schwiegervatter! jezt will ich euch alles nach der Wahrheit sagen, wie es ist: ich bin aus dem gülcher Land, dort ist mein Vatter Amtmann, er hat ein groses Gut, und darum sagte ich euch er sei ein Bauer.

Dietrich. Was? Wie ist das? Euer Vatter ist doch wohl nicht der Hofrath Ehrenfried zu Marschen?

Ehrenfried. Ja freilich! der ist mein Vatter.

Dietrich. Nun sei Gott gelobt! den kenn ich, er ist ein Apostel von einem Mann, er hat mir einmal aus einem Prozeß geholfen.

Ehrenfried. Ich und meine Schwester da, wir sind seine einzigen Kinder, ich habe studirt, und bin nun Kammerrath bei dem Fürsten zu Rheinau mit Siz und Stimme geworden, nun war ich vorm Jahr einmal hier, und als ich so herum strich, traf ich eure Kinder, ich lernte Theodore kennen, sie gefiel mir, ich er-

kundigte mich nach ihr und nach eurer Haushaltung, und fand nun für gut, mich der List zu bedienen, denn ich fürchtete, ihr möchtet mir sonst eure Tochter nicht geben. Den Blumenhof habe ich gekauft, weil ich ein Freund von der Landwirthschaft bin. Der Herr Osterfeld da ist in der Jugend unser Informator gewesen, und wir behalten ihn bei uns so lange er lebt, denn wir können ihn noch immer nicht entbehren.

Dietrich erstaunte über alles, was er sah und hörte, endlich fieng er an: nun es geht doch alles seinen Gang, jezt kann ich mich zufrieden geben; aber wie schicken wir uns zusammen, ich bin ein bäurischer Mann, wie kann ich euch besuchen, die Leute werden ja aus den Häusern laufen, um den Schwiegervatter des Herrn Kammerraths zu sehen.

Ehrenfried. In dem Stück irret ihr, lieber Vatter! und ihr kennt die Welt noch nicht genug. Ich will euch einen Rath

geben, wie ihr glücklich und vergnügt seyn könnt: Ihr müßt keineswegs neumodisch und vornehm werden, das sieht euch nicht an; kleidet ihr euch nur wie ein reicher ordentlicher Landmann, nicht so altfränkisch wie jezt, aber auch nicht kaufmännisch, unsere liebe Mutter macht es eben so, geht ihr dann ordentlich mit den Leuten um, last sie ihre Thorheiten treiben, ohne Theil daran zu nehmen, und seid gegen jeden freundlich. Ich werde euch helfen, euch so mit der Welt bekannt machen, daß jeder Freude und unser Herr Gott Wohlgefallen an euch haben soll. Herr Osterfeld will sich gern zur Ruhe begeben, und da hat er sich den Blumenhof ausersehen, um hier zu leben und zu sterben, er will die Aufsicht über die Haushaltung führen, um doch immer noch der Welt nüzlich zu seyn. Er besucht euch oft, und ihr besucht ihn, auch kommen wir oft zu euch, und ihr zu uns, und so werden wir, wills Gott! glücklich seyn.

Nun stund Dietrich auf, war froh und vergnügt, und sagte: nun geht alles seinen Gang, ich will euerm Rath folgen, nun bin ich zufrieden. Jezt fielen sie ihm alle um den Hals, küßten ihn, und dankten Gott. Theodore aber gieng mit ihrer Mutter bei Seite und sprach noch einmal nach der alten Art mit ihr, um ihr zu zeigen, daß sie noch immer das alte Thierchen auch in den vornehmen Kleidern sei. Mit einem Wort: nach und nach kamen sie alle in Harmonie, und waren recht glücklich zusammen.

Hans Jakob war mit den andern froh, nun kams aber noch darauf an, daß auch seine Sache mit dem Vatter in Ordnung gebracht würde; er gab seinem Schwager einen Wink, der führte Dietrichen hinaus in den Hof, um allein mit ihm zu zu sprechen. Vatter! fieng er an: nun muß auch noch mein Schwager versorgt werden; was dünkt euch von ihm?

Dietrich. Herr Schwiegersohn! ich

kann nichts mehr machen, es geht alles seinen Gang, Der war ja mit in euerm Komplot, und da werdet ihrs ja auch wohl eingefädelt haben, wie es gehen soll.

Ehrenfried. Seht nur die Sache nicht unrecht an, meine Schwester ist ein vortreffliches Mägdchen, und eine Christin, die es mit Gott und allen Menschen gut meint, ihr könnt ihr nachfragen, wo ihr wollt. Als sie nun im Herbste wie ein Bauernmägdchen verkleidet war, da hatte er sich in sie verliebt, sie mag ihn auch gut leiden, denn er ist ein Mensch, der einen guten Kopf und ein sehr gutes Herz hat. Jezt dünkt mich, es sei am besten, wenn wir ihn noch ein wenig in die Welt schicken, er kann noch etwas studiren, nur um einige Erkenntnis und Lebensart zu bekommen, ein Staatsmann soll er aber nie werden, er braucht keinen Pracht, nur anständige Lebensart, anders will er auch nichts, wenn er dann sein und seiner Frau Vermögen zusammen nimmt, so

kann er wohl leben, und Gott und dem Nächsten durch eine nüzliche Handlung dienen.

Dietrich. Das Ding gefällt mir, es geht seinen Gang, ich habe nichts dawider, ich habe als oft gedacht, es würde doch mit meinen Kindern nicht recht gut thun, sie würden sich doch nach und nach der Welt gleich stellen wollen, und da würden sie dann über Hals und Kopf ins Verderben stürzen, ich habs oft erlebt. Da wuste ich mir dann nicht zu helfen.

Ehrenfried. So gehts, wenn man in seiner Lebensart zu weit hinter seinem Vermögensstand bleibt, die Kinder fühlen hernach, daß sie reich sind, und da sie nicht gelernt haben, wie man vernünftigen christlichen Aufwand machen soll, so treiben sie's ins wilde, und werden unglücklich. Darum dankt Gott! daß eure Kinder unter unsere Hände gerathen sind, jezt werden sie vortreffliche Leute werden.

Dietrich. Ich erkenne es, ich erkenne es, ich habe gefehlt.

Ehrenfried. Davon wollen wir nun nicht mehr reden, es wird alles gut gehen.

Dietrich überlies nun seinem Schwiegersohn und dem alten Osterfeld die ganze Leitung seines Sohns, und freuete sich, daß noch am Ende alles seinen guten Gang gieng. Ehrenfried nahm nun seine Schwester Clementine und seinen Schwager auch allein, und erzählte ihnen des Vatters Meinung, worüber sie sich aus der Masen freueten, Hans Jakob besonders, er konnte sich der Thränen nicht enthalten, er lief fort aufs Feld, wo ihn niemand sahe, breitete sein Herz vor dem Allgegenwärtigen aus, und sank für Empfindung über seine Güte auf den Boden nieder.

Als sich nün unsere Gesellschaft ein Paar Tage zusammen erfreuet, Dietrich und seine Frau aber sich in ihre neue Lage ziemlich geschickt hatten, da schieden sie

von einander. Der Kammerrath zog mit seiner Gattin und Schwester nach Rheinau, Osterfeld blieb auf dem Blumenhof, und die übrigen drei giengen nach Hause. Hans Jakob aber schickte sich zur Abreise, die nächstens vor sich gehen sollte, wie nun im Verfolg weiter erzählt werden soll.

Ich lasse nun den Herrn Kammerrath Ehrenfried mit seiner Theodore eine Zeitlang zu Rheinau sizen; wir können uns leicht vorstellen, was er da macht: er wartet treulich seines Amts, arbeitet immer zum Besten des Fürsten und des Stats, und erzieht beiläufig sein Weibchen, so gut er kann; zu allem dem wird aber Zeit erfodert, und die wollen wir ihm auch gerne so lang vergönnen, bis seine fernere Schicksale unsere Aufmerksamkeit wieder an sich ziehen werden. Indessen beschreibe ich immer Theodorens Leben; sie ist der Siz aller Spannkraft, welche die Sphäre dieser Geschichte herum treibt.

Dietrich war nun schon so ziemlich in der Kur gewesen. Ehrenfried glaubte gewiß, er sei nun zu seinem Vortheile ganz verändert. Hans Jakob freuete sich auch in seiner Seele darüber; allein Osterfeld äuserte seinen Zweifel; er sagte: eine so langwierige Krankheit wird gar leicht wieder recidiv, und dann ist das lezte Uebel schlimmer, als das erste. So müst ihr nicht reden, Herr Osterfeld! fiel ihm Hans Jakob ein, sonst wirds windig mit mir aussehen, da werde ich glücklich von der Höhe wieder den Purzelbaum zurück schlagen. Sorgt nicht, versezte Osterfeld.

Dies war die Materie eines kurzen Gespräches an der Thüre des Blumenhofs, als Dietrich und seine Eva schon auf dem bunten Karren sasen, und den Hans Jakob noch erwarteten. Dieser behielt von Osterfelds Besorgnis einen Stachel in seinem Herzen, er stieg etwas unmuthig auf den Wagen, und schwieg. Dietrich

sah das als eine Folge des Abschieds an, allein der rührte ihn jezt nicht sonderlich, weil er wuste, daß er in wenig Tagen wieder bei dem Gegenstand seiner Liebe seyn würde, wenn ihm nur des Vatters Recidiv nicht alles vereitelte, denn das war eigentlich jezt seine Sorge.

Nu! nu! fieng **Dietrich** an, sei doch nicht so maulhenkisch, wirst wohl wieder zu deiner **Clemens** kommen, wenn alles seinen Gang geht.

Hans Jakob. O Vatter! da sizt mirs nicht, das Hündchen hat andre Flöhe, will sie aber jezt nur ruhig sizen lassen.

Dietrich. Was ist, was ist denn? Ich meine, es gehe ja alles seinen Gang?

Hans Jakob. Nu freilich gehts bis dahin gut, wenns nur so fort rutscht, und kein Stein in den Weg kommt.

Dietrich. Nu dein Vatter ist ja auch noch da!

Hans Jakob. Weis wohl! weis wohl! Gott gebe nur, daß er auch da bleibt!

Dietrich. Wer? ich? wo sollt ich bleiben? Junge, bist ein Narr! es geht alles seinen Gang.

Hans Jakob. Nun, Gott gebs! mir ist halt bange, ihr möchtet wieder zurück gehen, und wieder an des Schulzen Tochter zu Mayenbach denken.

Dietrich. Schweig davon! es soll alles seinen Gang gehen.

Dabei bliebs auf dem Wege. Dietrichs Kopf war voller neuer Vorstellungen, allein eben diese Vorstellungen waren ihm noch so ungewohnt, daß er sich nicht recht behaglich dabei befand, er wuste nicht recht, wie ihm war. Als er aber zu seinem Hofthor wieder hinein fuhr, seine alte Hütte, und alles auf seinem Fleck wieder um sich her fand, ja als ihm sein Mordax mit krummen Sprüngen entgegen lief, den Wagen hinan sprang, und mit dem Schwanz wedelte, da wars ihm wieder ganz anders, sein Herz erweiterte sich, er sprang vom Wagen, hub seine

Eva auch herab, und rief: Nu Gott sei Dank! es geht doch nichts über Grosvatters Brodkorb. Hans Jakob erschrack über diesen Worten. Ja, ja! dachte er bei sich selbst; da haperts, er schwieg aber doch still, und folgte seinen Eltern in die Stube.

Diesen Abend bliebs dabei, Hans Jakob sagte kein Wort weiter von seinem Vorhaben, seine Eltern schwiegen auch, indessen war Dietrich tiefsinnig und überlegte; vielleicht brütete er die Gedanken mit seiner Frau auf dem Bette aus, mit welchen er des andern Morgens seinen Sohn heftig erschreckte; denn als dieser in die Stube trat, und seinen Vatter gegrüst hatte, so reichte ihm derselbe die Tabaksblase, und sagte: da stopf dir eine Pfeife, und sez dich dann daher, ich habe mit dir zu reden. Dem guten Jungen klopfte das Herz, indessen folgte er. Als sie nun beide da sasen, so fieng der Alte an:

Junge! es geht alles seinen Gang,

schau! ich habe so über alles nachgedacht, wir sind doch schwache Menschen, da habe ich so ruhig in meinem elterlichen Hause gelebt, und keinen Theil an der Welt und ihrer Herrlichkeit gehabt, und doch hat mir der Kammerrath das Mägdchen weggekapert, das gute Kind ist nun hin, unser Herr Gott wolle sich über es erbarmen, da hat mich auch der alte Osterfeld bald übertölpelt, daß ich bald vom Weg der Wahrheit abgewichen wäre; aber es soll alles seinen Gang gehn, hör **Hans Jakob**! mache deinem Vatter Freude, und bleib bei mir! **Hans Jakob** wurde blaß, die Thränen drungen ihm in die Augen, er antwortete:

Habs wohl gedacht, daß mir ein Stein in den Weg kommen würde, aber nehmt mirs nur nicht übel, Vatter! das geht nicht an, ein ehrlicher Mann muß sein Wort halten.

Dietrich. Ein ehrlicher Mann kann auch fehlen, und wenn er dann fehlt, soll er

dann thun, was er im Irrthum versprochen hat? Junge! es ist dein Unglück, wenn du heraus kommst, und ein vornehmer Mann wirst, daran will ich keinen Theil haben.

Hans Jakob. Nehmt mir nicht übel, Vatter! aber ich will Theil daran haben, ich laß mich nicht länger am Narrenseil herum führen, hol mich Gott nicht! Ihr habt mir alles Guts versprochen, und nun bekommt ihr Grillen, und wollt wieder nicht, habs wohl gedacht.

Dietrich guckte seinen Sohn starr an, solch eine Sprache hatte er in seinem Leben von ihm nicht gehört, er wurde blaß für Zorn und Entsezen, er stund auf, stellte sich hin und sagte mit harter Stimme: welcher Teufel redet da aus dir?

Hans Jakob fühlte jezt tief in seiner Seele, wohin ihn seine Leidenschaft verleitet hatte, er stund auf, weinte laut und rief: Ach Vatter! Vatter verzeihet mir! ich bedachts nicht, ich hatte mich so sehr

gefreut, daß ich nun heraus sollte, und da kehrtet ihr mir mit eueren Reden das Unterste zu oberst, ich hab mich vergangen, verzeiht mir nur!

Dietrich. So was laß mich dein Lebtag nicht mehr hören, es geht alles seinen Gang, und wenn du ja laufen willt, so lauf dann.

Mit diesen Worten gieng Dietrich zur zur Stube hinaus; Hans Jakob folgte ihm nach, und gieng zu seiner Mutter, er erzählte ihr, was er gemacht hatte, und bat sie, sie möchte doch mit dem Vatter reden, daß er ihm vergäbe, und ihm erlaubte zu reisen. Eva redete ihm ein, sie suchte ihn zu bereden, daß er bei den Eltern bleiben möchte; aber es half alles nicht, Hans Jakob sahe und hörte nicht, er wollte und muste fort. Nach und nach ließ sich endlich Dietrich bereden, desgleichen auch Eva, sie versahen ihn mit dem Nöthigen auf die Reise, und damit ja nichts wiedrum in den Weg kommen möchte, so eilte Hans Jakob

fort, und nahm seinen Weg über den Blumenhof.

Kaum war er daselbst angekommen, und kaum hatte er sich bei Osterfeld niedergesezt, um mit ihm Rath zu pflegen, so trat ein Bote in die Stube, Hans Jakob erkannte ihn, er befürchtete, er würde wieder zurück gerufen, mit Schrecken rief er ihm entgegen: Christian was willst du? Ja was will ich? antwortete der Bursch, unwillig, daß er so geschwind hatte laufen müssen: Ihr sollt wieder nach Haus kommen; gebt mir zu trinken, ich bin abscheulich durstig.

Osterfeld befahl, daß man ihm eine Kanne Bier zapfen sollte, er hies den Kerl hinaus gehen, und sein Bier trinken, und wendete sich nun zum Hans Jakob: hört! sagte er, ich hab wohl gedacht, daß euer Vatter nicht so geschwind kurirt seyn würde, gebt euch nur zufrieden, es geht doch alles gut, aber ihr müst jezt eurem Vatter gehorchen, und wieder nach Haus gehn.

Hans Jakob. Ja du lieber Gott! so wirds immer gehn, und da wird ja in Ewigkeit nichts draus, da kommt dann ein anderer Kerl, als ich, und schnapt mir die Ringeltaube vor der Nase weg. Das muß doch Gott geklagt seyn!

Osterfeld. Ruhig! ruhig! das hat nichts zu bedeuten, wir wollen alle an euerm Glück arbeiten, aber daraus wird sein Lebtag nichts Guts, wenn man den Eltern widerstrebt und ungehorsam ist, da ist kein Segen bei, geht in Gottes Namen wieder nach Haus; seht ich will euch eine grose Wahrheit sagen: alles, was in der Welt recht glücklich gehen soll, das führt Gott durch lauter schwere Hindernisse durch, damit wir erkennen sollen, daß wir es nicht sind, die uns unser Glück bauen. Er will allein die Ehre davon haben, er wirds so führen, daß euch euer Vatter mit gutem Willen gehen läst, glaubt ihr mir nur, und traut auf Gott.

Hans Jakob. Nun so will ich dann in Gottes Namen folgen; unser Herr Gott wird mich doch nicht verlassen.

Osterfeld klopfte ihm auf die Schultern und sagte: das ist brav, ihr werdet gewiß glücklich seyn.

Mit recht betrübtem Gemüthe kehrte also Hans Jakob mit dem Christian wieder zurück, er fand seinen Vatter in der Stube sizen, er lehnte den Kopf auf die Hand, und sahe gegen die Thür zu, und Mordax lag zu seinen Füsen. Als Dietrich den Hans Jakob sahe hereintreten, sprang er freudig auf, bot ihm die Hand, und sagte: bist du wieder da, guter Junge! es soll doch alles seinen Gang gehn, bekümmere dich nicht, ich kann euch nicht alle missen, du must noch etwas bei mir bleiben, es soll doch alles seinen Gang gehn. Mordax that auch Luftsprünge um ihn hinauf, siehst du! fuhr Dietrich fort, wie das arme Thier so froh ist, streichle ihn doch ein wenig, den armen Schel-

men! Hans Jakob war zwar innerlich zornig, doch ließ er sich nichts merken, sein Vatter dauerte ihn jezt; nun dann! antwortete er: so will ich dann bei euch bleiben, aber helft mir auch, daß ich glücklich werde, ich bin ja ein armer geplagter Kerl! Das sollst du nicht seyn, versezte Dietrich, hab nur Geduld, es wird sich wohl noch machen!

Hans Jakob war indessen äuserst schwermüthig, und wer weis ob nicht Dietrich, dem diese Gemüthslage seines Sohns sehr beschwerlich war, ihn nicht noch weggeschickt hätte, wenn nicht etwas anders in den Weg gekommen wäre: denn Eva wurde auf einmal schwerlich krank, sie bekam ein hiziges Fieber, an welchem sie den siebenten Tag starb. Dietrich schickte alsbald, so bald er sahe, daß seine Frau sehr krank wurde, einen Boten nach Rheinau zu seiner Tochter; Theodore kam auch, und blieb bei der Mutter bis nach ihrer Begräbnis.

Mutter Eva war, wie meinen Lesern schon bekannt ist, eine von den Weibern, die durch ihr Leben zwar eine Lücke ausfüllen, übrigens aber wenig Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte; so war sie auch in ihrer Krankheit, sie litte stille und geduldig, und starb ohne ein einziges merkwürdiges Wort gesagt zu haben.

Dietrich und Hans Jakob trauerten sehr um die Verstorbene, und nun freuete sich der Lezte, daß ihn sein Vatter wieder zurück berufen hatte, ja er sahe nun deutlich ein, wie Gott alle Dinge so weislich lenkt, das machte ihm starken Muth, so daß er fest glaubte, er würde ferner für ihn sorgen. Nun war er getrost, und da er in einem fleisigen Briefwechsel mit Clementinen stund, die ihn immerfort tröstete, so gab er sich zufrieden, und wartete ferner ab, was Gott mit ihm vorhatte.

Dietrich war still traurig, er bekümmerte sich um nichts mehr, alles war ihm zur Last. Ehrenfried, welcher wohl ein-

sahe, wie dem guten Mann jezt zu Muth seyn müste, kam in den allerbetrübtesten Tagen unerwartet daher geritten. Einem Traurigen erfreut manchmal ein trüber Sonnenblick, so giengs auch dem guten Wittwer, er weinte für Freuden als er den Kammerrath sahe; wie sehr er ihn auch eine Zeit her gescheuet hatte, so froh war er jezt, ja dieser kindliche Besuch söhnte ihn auf ewig mit seinem Schwiegersohn aus. Ehrenfried hatte nun einen Plan mit Dietrich vor, und eine der Hauptabsichten seiner Reise war, denselben auszuführen. Er schlug dem Vatter vor, einen Pfachter in sein Haus zu sezen, die Handlung aufzugeben, zu Herrn Osterfeld auf den Blumenhof zu ziehen, und alle seine Kapitalien vollends auf Interessen zu thun. Dem Hans Jakob war dieser Vorschlag äuserst angenehm, weil auch er auf diese Art frei würde, er half also seinem Schwager eifrig die Sache

unterstüzen, so daß sich der Alte endlich bereden ließ, und einwilligte.

Man muß das Eisen schmieden, wenns warm ist, dies wuste Hans Jakob gar gut; nun war vor ein Paar Tagen der Bauer bei ihm gewesen, der vorm Jahr die Dukaten von ihm bekommen hatte, als er mit seiner Schwester auf dem Wege in Hofmanns Gesellschaft gewesen war. Er hatte ihn vertröstet, er wolle ihm helfen, hatte auch schon darüber nachgedacht, jezt fiel ihm ein, der Bauer sei wohl der rechte Mann zum Pfachter, denn er war ehrlich und fromm, und sein Vater kannte ihn, er schlug ihn also vor, Ehrenfried erinnerte sich seiner, und Dietrich war wohl damit zufrieden. Kurz! der arme Bauer wurde aufs Gut gesezt, und der Kammerrath blieb so lang da, bis der Pfachtkontrakt in Richtigkeit war.

Dietrich zog nun etliche Wochen nach seiner Frauen Tod auf den Blumenhof, allwo er sein übriges Leben zu beschliesen

gedachte, nun gab er auch dem Hans Jakob seinen Segen, rüstete ihn aus, gab ihm Geld, und dieser wanderte nun mit tausend Freuden fort.

Da Hans Jakob von der Linden eine Hauptperson dieser Geschichte ist, so muß ich ihn auf allen seinen Schritten und Tritten verfolgen, und nun fleisig erzählen, was sich mit ihm zugetragen hat. Er gieng zu Fus nach Rheinau, wohin sein Koffre schon voraus gegangen war, mit einem erweiterten und frohen Herzen trat er zum erstenmal in seiner Schwester Wohnung hinein, er machte gewaltig grose Augen, als er alles so prächtig und glänzend ausgerüstet fand, seine Schwester Theodore lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn, desgleichen auch sein Schwager, endlich bewillkommte ihn auch Clementine, die des vorigen Abends von ihren Eltern zurück gekommen war, welche nur acht Stunden von Rheinau wohnten; sie war gewohnt so hin und her

zu ziehen, dann war sie etliche Wochen bei ihren Eltern, dann wieder etliche bei ihrem Bruder.

So drollicht auch Hans Jakob in dieser Geschichte erscheint, so war er doch nichts weniger als grob, Dietrich hatte nach seiner Art seine Kinder recht fein erzogen, z. B. sie musten grad am Tische sizen, und nie sich mit den Ellenbogen darauf legen; wenn sie an einem fremden Orte asen, so waren sie abgerichtet, niemals alles aufzuessen, was man ihnen vorlegte: denn Dietrich sagte, es stehe übel, wenn man alles rein vom Teller abäse, gerad als wenn man nicht satt werden könnte; sie durften auch nicht überlaut lachen, nicht viel reden, und wenn sie in einem fremden Bett schliefen, so musten sie des Morgens beim Aufstehen das Bettzeug in Ordnung legen: denn der Vatter glaubte, es sei unanständig, wenn das Nachtlager eines Menschen des Morgens gerad so aussähe, als wenn die

Schweine darinnen gewühlt hätten. Dieser Regeln waren unzählig viele, welche alle von Hans Jakob und Theodoren genau beobachtet wurden. Gesezt nun auch, daß viele vor der ehrbaren Welt unnöthig und lächerlich schienen, so fielen sie doch niemand beschwerlich, im Gegentheil man hatte die beiden Leute gern, Theodoren kostete es auch gar keine Mühe, unter der Führung ihres Mannes und ihrer Schwägerin, das vortrefflichste Frauenzimmer zu werden.

Hans Jakob war nun der vätterlichen Aufsicht entgangen, er war nun ganz frei, er jauchzte im Gefühl dieser Freiheit, und bat seine Freunde alle drei, jezt sollten sie ihm rathen, er wollte gerne alles seyn, was sie aus ihm zu machen gedächten. Diese hatten aber schon lange den Plan entworfen, es fehlte nur noch an der Ausführung, er bestund darinnen: Hans Jakob sollte nach **Utrecht** reisen, wo Ehrenfried einen nahen Anverwandten hatte,

bei diesem sollte er logiren, und dann sich mit den Sprachen, der Philosophie und andern nüzlichen Wissenschaften bekannt machen, und da Ehrenfrieds Vetter ein beträchtlicher Kaufmann war, so wars schon mit ihm abgeredet, daß der junge von der Linden auf seinem Comtoir arbeiten, und die Handlung erlernen sollte. Alles dieses gefiel dem Hans Jakob ungemein, und es war gerad auch für einen solchen Jüngling der beste Weg zum Glück. Er war aber noch nicht mit gehörigen Kleidern und andern Nothwendigkeiten versehen, wofür nun Clementine und Theodore sorgten; sie machten nichts weniger, als einen jungen Stuzer aus ihm, sondern sie kleideten ihn als einen verständigen deutschen Jüngling, und versahen ihn mit gnugsamer feiner holländischer Wäsche. Während der Zeit beschäftigte er sich beständig mit Lesen, hielt sich, so viel er konnte, in Gegenwart des Frauenzimmers auf, welches beständig an ihm musterte,

so daß er nach und nach anfieng, ein recht leidlicher junger Mensch zu seyn, ohngefähr wie Puf van Vlieten in seinen Jahren gewesen seyn mochte.

Nun war am Rheinauer Hof ein Kanzleidirektor, Namens Böhling, ein Mann nach gewöhnlichem Schlag, ziemlich dick, satt und ungefühlig, die Routine war seine Wegweiser, und dieser folgte er ganz getreulich, da mochte ihm nun eine arme Wittwe, oder ein reicher Wucherer in den Wurf kommen, beide wurden nach dem Schlendrian behandelt, ungerecht war er nicht, aber ohne Gefühl. Konnte eine arme Wittwe nicht erfüllen, was er haben wollte, und was er glaubte, das recht war, so jagte er sie ohne Barmherzigkeit fort. Es gieng bei ihm, nach Dietrichs Sprüchwort, alles seinen Gang, er hatte einen einzigen Sohn, welcher ebenfalls nach dem Schlendrian seines Standes war erzogen worden, das heist, er hatte gar keine Erziehung bekommen, bis ins fünfzehnte Jahr hatte er sich mit dem blauen Man-

tel herumgeschleppt, hatte fünf Jahr zu Helmstädt und Göttingen den akademischen Degen getragen, darauf drei Jahr in Strasburg und Paris den Damen aufgewartet, und hatte nun seit einem halben Jahr den Acces auf der Kammer zu Rheinau, und hieß Herr Lizentiat Bötzling.

Dieser junge deutsche Franzos hatte Clementinen kennen gelernt, sie gefiel ihm wegen ihres Gelds und wegen ihrer Schönheit, weil sie aber sehr bescheiden und eingezogen war, so konnte er keinen rechten Zutritt zu ihr bekommen, sie war ihm immer zu feierlich, und jedesmal, wenn er in ihrer Gesellschaft war, so flößte sie ihm Ehrfurcht ein, daß er nicht so viel schönes sagen konnte, als er vorher ausstudirt hatte. Indessen kam er fast täglich in Ehrenfrieds Haus, denn er hofte sie endlich noch durch Beständigkeit zu gewinnen. Dieser Herr kam also auch verschiedenemal, als Hans Jakob da war, an-

fånglich kehrte er sich an ihn nicht, nach und nach aber merkte er, daß ihm dieser junge deutsche Mann im Weg stehen könnte, besonders als er überlegte: daß er Theodorens Bruder, sehr reich, sehr schön sei, und allenfalls auch gesunden Menschenverstand håtte. Dieser Gedanke war ihm unausstehlich, und er ergrimmte in sich selbst, wenn er bedachte, daß er nicht nur mit einem solchen Bauernjungen in ein Parallele gesezt, sondern noch wohl gar zurück geschoben werden könnte.

An einem Nachmittag als der Kammerrath **Ehrenfried** in Geschäften ausgegangen war, **Theodore**, **Clementine** und **Hans Jakob** aber vertraulich im Wohnzimmer beisammen sasen und von allerhand redeten, trat der Lizentiat **Böhling** in die Stube, nach den gewöhnlichen Komplimenten sezte man ihm einen Stuhl neben den **Hans Jakob**, er sezte sich, und fragte mit gewöhnlicher französischer Höflichkeit, was macht denn das Frauenzimmer da schönes?

Clementine. Wir rüsten da unsern Bruder zu seiner Reise aus.

Böhling. Um Vergebung, wo werden denn der Herr von der Linden hinreisen?

Clementine. Nach Utrecht auf die Universität.

Böhling. Was! Sie wollen noch studiren?

Hans Jakob. Wills Gott! Ich will noch studiren.

Der positive Ton, womit er dieses sagte, beleidigte den Lizentiaten, er hohnlächelte und fuhr fort: dazu rieth ich nun nicht, wenn ich zu rathen hätte, ist nicht der Vatter ein Kornhändler?

Theodore. Ja Herr Lizentiat! Glauben sie denn, daß des Vatters Kornhandel des Sohns Studiren hindere?

Böhling. Das wohl eben nicht, aber die Vätter pflegen doch gemeiniglich ihren einzigen Sohn in ihren eigenen Beruf zu sezen, und so stellte ich mir die Sache auch

mit ihnen vor, und da däuchte es mir, daß das Studiren bei so reifen Jahren etwas ungewöhnlich sei.

Hans Jakob. Ungewöhnlich mags wohl seyn, Herr Lizentiat! aber eben darum möchte ich gerne studiren, ich hab nichts lieber, als das Ungewöhnliche. Sehen Sie! so giengs auch meiner Schwester da, es ist gar zu ungewöhnlich, daß ein Bauermägdchen einen braven Kammerrath heirathet, weil sie aber das Ungewöhnliche liebt, so machte sie, daß sie den Vogel fieng, und schauen sie Herr Lizentiat! da probier ichs jezt gerad so, will versuchen, ob ich auch so glücklich hinanspringen, und solch einen Vogel haschen kann, wie meine Schwester, gelt Herr Lizentiat! das ist eben nicht so sehr zu verwerfen.

Die beiden Frauenzimmer lachten laut, Hans Jakob sah mit ernster Mine gegen das Fenster, und Böhling drillte sein seidenes Stockband, und guckte vor sich nieder. Nach ein Paar Minuten stund er auf, empfahl sich und gieng fort.

Clementine bewunderte in der Stille den jungen von der Linden, und dachte nach, was aus ihm bei aller seiner Kraft werden könnte: denn ob sie gleichwohl einsahe, daß er den Lizentiaten etwas zu deutlich und zu stark abgefertigt hatte, so freute sie sich doch in der Seelen über ihn, sie fand, daß er in Gottes Welt auf dem rechten Fleck stunde, und daß ein Mann aus ihm werden würde, der ein ganzes Fürstenthum zittern, und auch glücklich machen könnte. Die beiden Schwestern führten ihm zu Gemüth, daß er etwas zu hart gewesen sei, und daß er sich ein andermal mehr mäßigen müste, indessen konnten sie doch nicht aufhören zu lachen, und öfters alle seine Worte zu wiederholen; ja sie kamen endlich so weit, daß sie ihn beide küßten und umarmten, und ihm die zärtlichste Liebe bezeugten. Hans Jakob empfand Himmelswonne in diesen Umarmungen, er stund eilends auf, die Thränen drungen ihm in die Augen, er gieng

hastig die Stube auf und ab, und sagte: Hm! ich sollte zu viel gesagt haben! — Nein bei Gott nicht! — Das hab ich nicht. Der Bursche ist aus Zucker und Beutelmehl zusammengeknetet, kann keine Nässe vertragen, ein Mensch ist ein Mensch, und der bin ich wills Gott! auch einer. Ja Bruder! versezte Theodore: sein Vatter ist aber Kanzleidirektor, er gilt viel bei dem Fürsten, es ist doch klug gehandelt, wenn wir uns die Leute nicht zu Feinden machen. Hans Jakob antwortete: wie Schwester! du hast doch unter deiner hohen Haube nicht den Muth verlohren, bist ja Dietrichs von der Linden Tochter, guck Mägdchen! es mag auch aus uns werden, was da will, wir müssen uns unf die Zähne sehen lassen, wo's gilt, ich weis wohl, man muß den Vornehmen aus ihren Nestern bleiben, aber hol mich Gott! in mein Nest laß ich mir auch vom Fürsten nicht kommen, oder ich beis um mich. Dabei schüzt mich Gott.

Aber versezte Clementine! da wird Bruder Hans Jakob etwas in der Welt zu thun bekommen, und seine Clementine oft in Leiden und Unglück stürzen. Hans Jakob seufzte und antwortete: ja von dem Fleck müst ihr mir wegbleiben, Schwester! sonst werd ich matt, da kann ich nicht viel vertragen, helft mir, ich werde wohl lernen, Maas und Ziel halten. Nein! erwiederte Clementine, ihr gefallt mir so, ich verlang euch nicht anders als ihr seid.

Jezt trat der Kammerrath herein, Theodore erzählte ihm von Wort zu Wort, was sich zugetragen hatte, Ehrenfried lachte herzlich, erinnerte aber doch seinen Schwager, sich in Acht zu nehmen.

Endlich war nun Hans Jakob bereit, zu verreisen, die beiden Frauenzimmer weinten die lezten Tage beständig, er aber weinte nicht, sondern war immerfort um seinen Schwager, um ihn in allen Stücken wegen des akademischen Lebens, wegen seinem Studiren und Einrichtung um Rath

zu fragen, oft beschwerte sich Clementine gegen ihn, daß er ihr seine lezten Stunden nicht ganz widmete, Schwester! gab er ihr dann zur Antwort, alles was ich thue, geschieht ja aus Liebe zu euch, ich würde euch, weis Gott! nicht lieben, wenn ich euch beständig da an der Seite hieng und ein schiefes Maul machte. Sie fühlte nicht allein, daß er Recht hatte, sondern sie fieng auch an, Ehrfurcht für ihn zu empfinden, mit einem Worte, sie wurde gewahr, daß in ihrem Herzen die **weibliche Liebe** lichterloh aufzuflammen begann.

Ich muß euch doch sagen, nach Standesgebühr geehrte Leser! warum ich da das Wort **weibliche Liebe** unterstrichen habe, dazu hab ich höchstwichtige Ursachen; ich wills durch ein Exempel erklären: Jungfer **Martha**, ein Mägdchen von 36 Jahren, hat durch viele Erfahrung vieles gelernt, **Philipp** ein junger Mann von 23 Jahren hat aber noch nicht viel erfah-

ren; es hat seine Ursachen, daß er sich in **Martha** verliebt, und **Martha** hat ihre Ursachen, daß sie gegen das Ende ihres Mägdchenstandes nimmt, was sie bekommen kann. **Martha** liebt den **Philipp** von Herzen, und **Philipp** die **Martha** auch; hier ist also die Liebe auf beiden Seiten, herzliche Liebe, und doch hat diese Liebe so einen unangenehmen Nachgeschmack, ungefähr so wie das Süßholz. **Martha** liebt, aber nicht **weiblich**, sondern **männlich**, und **Philipp** liebt nicht **männlich**, sondern **weiblich**. Jezt will ich alles mit einem Wort erklären: die Liebe des Frauenzimmers muß etwas ähnliches haben mit der Empfindung einer Taube, welche zu ihrem Schlag heraus guckt, und vor dem schleichenden Iltis sich geschüzt findet. Ihre Liebe muß mit dem Wonnegefühl gepaart gehen, jezt hab ich hülfloses Geschöpf eine Stüze in diesem Erdenleben, sie schlingt sich um ihren Mann hinan, und das macht ihre Liebe

unumschränkt, das heist weibliche Liebe. So konnte aber Martha nicht lieben. Eben so wird die männliche Liebe dadurch unendlich erhöht, wenn er empfindet, wie glücklich seine Frau, das holde schuldlose zarte Geschöpf unter seinem Schuze ist, er trägt und pflegt sie; männliche Liebe ist erbarmende wonnevolle Liebe gegen das herrlichste Geschöpf Gottes; so konnte aber Philipp nicht lieben.

Clementine liebte bei ihrer ersten Bekanntschaft den von der Linden nicht weiblich, sondern männlich, und da wars kein Wunder, daß sie noch einen ecklen Nachgeschmack in dieser Liebe fand; nun aber da Hans Jakob anfieng, seine Kraft zu fühlen, Clementine ihre Stüze wachsen sahe, da sank sie zurück ins Mägdchen-Element, wurde zärtlich, liebreizend, schmiegend, und nun erst weiblich liebend, und nun befand sie sich wohl. Ein Mann, der die Obermacht seiner Frau fühlt, ist auch bei aller seiner Liebe doch nicht im

rechten

rechten Gleis, es fehlt ihm immer was, es ist jeden Augenblick etwas da, das ihn roth macht. So mochte es auch ungefähr Hans Jakob gehen, und ich glaube fast, ich kann den Zeitpunkt auf die Minute angeben, wo er erst anfieng, das Glück der männlichen Liebe zu empfinden; es war gerad dazumal, als ihm Clementine die Erinnerung gab, er sei gegen den Lizentiaten Böhling zu heftig gewesen, er werde seine Clementine noch unglücklich machen, wie er diesen Vorwurf mit Erbarmen fühlte, und Mitleid bezeigte, sie aber doch protestirte, und sagte: nein er gefiele ihr gerad so, und sie verlange ihn nicht anders als er sei. In diesem Augenblick fühlte sich Hans Jakob, fühlte, daß er Mann war.

An einem Montag früh stand Clementine auf, sie erschrak, als sie erwachte, denn es war ihres Geliebten Abschiedstag. Sie stund auf, kleidete sich an, und machte noch ein zierliches Souvenir nebst

einem schönen Etui zu rechte, welches sie dem von der Linden zum Andenken schenken wollte, sie vergoß viele Thränen, und schickte heise Seufzer zu Gott für den edlen Jüngling. Indem sie nun eben im Begriff war, aus ihrer Kammer zu gehen, so trat die Magd herein mit einem Packet, sie gabs ihr mit einem Kompliment vom Herrn von der Linden, Clementine erschrak, sank auf einen Stuhl, erbrach zitternd das Paket, und fand folgenden Brief:

Herzlichgeliebte Clementine!

Seit ich da bei euch gewesen bin, ist mir der Schwester- und Brudername verleidet, mag auch nicht mehr Ihr sagen, sondern: **Du** bist mein Herzens-Mägdchen! das klingt anders, das möcht ich wohl tausendmal sagen, so herzinniglich freut michs. Nun nimm mir nicht übel, daß ich schon fort bin, wann du dies liesest; ich dachte: warum sollen wir da zu-

sammen uns am Hals hangen, und weinen, besser ich geh stillschweigend fort, habs auch so mit meinem Schwager, und mit meiner Schwester gemacht, nimm mirs nicht übel Mägdchen! daran hättest du Unrecht. Doch du bist ja verständiger als ich.

Hier schick ich dir so ein Paar Kleinigkeiten, einen Trauring, ist gutes Gold und gute Steine, gerad so aufrichtig als mein Herz. Dabei liegen dann auch ein Paar Armbänder, wo du mein Gesicht drauf sehen wirst, kannst sie aber zurück legen, bis du mein Gesicht sehen lassen darfst, bis dahin trägst du die andern, die dabei liegen. Es kann leicht seyn, daß das Dings nicht so all nach deinem Kopf ist, denn ich hab niemand in Rath genommen, wie ichs kaufte, ich wollte halt sehn, ob ich selber Grüz gnug dazu hätte, nun bitte ich mir aus, daß du mir sagst, obs alles so recht und gut sei.

Nun leb wohl, goldenes Mägdchen! darauf kannst du dich verlassen, daß ich

dein bin, wo ich gehe und stehe, und daß ich nichts thun werde, dessen du dich zu schämen brauchst, aber sei so gut, und bleib auch die Meinige, hörst du! Ich bin

Dein

Joh. Jak. von der Linden.

P. S. Ich werd dir auch schreiben so bald ich zu Utrecht bin.

Clementinen wars doch nicht recht, daß er schon fort war, sie weinte rechtschaffen und bat Gott recht inbrünstig, daß er den guten Jüngling in seinen Schuz nehmen möchte. Nun besah sie auch die Sachen, die er ihr geschenkt hatte, alles gefiel ihr recht wohl, er hatte gerad nicht die neueste Mode gewählt, aber man sah wohl, daß er einen natürlichen guten Geschmack hatte, alles war kostbar und mehr solid als glänzend.

Nachdem sie sich nun allmälig in die Umstände geschickt hatte, so stund sie auf, und lief zu Theodoren, die auch ihr Stückgen geweint hatte, der Kammerrath aber

billigte es, daß Hans Jakob so still weggegangen war, und tröstete sie beide; nun besahen sie alle sein Geschenk, bewunderten seine Art zu handeln, und plauderten so lange zusammen von ihm, bis sie vergnügt und ruhig waren.

Nach von der Lindens Abschiede fand sich Böhling fleisig ein, und fieng nun an, sein Gesuch bestimmter zu entdecken, allein er wurde nach und nach höflich abgewiesen, und ihm alle fernere Hofnung benommen.

Hans Jakob reiste indessen ohne fernere merkwürdige Vorfälle nach Utrecht, meldete sich bei seines Schwagers Vettern, dem Herrn van der Gracht, welcher ihn auf holländische Art, ohne viele Ceremonien, aber freundschaftlich empfieng, und in sein Haus einquartierte. Er richtete sich in wenig Tagen ganz ein, fieng an zu studiren, und auf dem Comptoir zu arbeiten; er schrieb nun an alle seine Freunde, besonders an Clementinen, und

erzählte ihnen umständlich, wie er lebte, und was er machte. So verfloß ein Vierteljahr ruhig fort, ohne daß weiter etwas merkwürdiges vorfiel.

Während dieser Zeit kam Prinz Albert von Rheinau, zu Rheinau an, er war Kapitän in Holländischen Diensten, und ein Bruder des regierenden Fürsten, er wollte sich bis nächstes Frühjahr daselbst aufhalten. Der Fürst empfieng ihn brüderlich und stellte allerhand Lustbarkeiten um seinetwillen an, unter andern wurde auch ein maskirter Ball veranstaltet, und befohlen, daß sich die ganze Dienerschaft mit sämmtlichem Frauenzimmer dabei einfinden sollte, die Frau Kammeräthin Ehrenfried muste also nebst Clementinen auch dahin gehen; es war beiden gar nicht angenehm: denn obgleich Theodore während ihrem Ehstand auf Antrieb ihres Mannes noch Tanzen gelernt hatte, so hatte sie doch von jeher einen natürlichen Widerwillen dagegen, indessen muste sie des Fürsten Befehl gehorchen.

Der Ball wurde gewöhnlich im Schloß auf einem grosen Sale gehalten, er war für diesmal sehr glänzend und zahlreich auch war der benachbarte Landadel dazu eingeladen. Die Fürstin war eine Liebhaberin vom Tanzen, und diesen Abend besonders heiter und lustig. Während einer Ruhezeit, als sie mit Theodoren in Gesellschaft getanzt hatte, die sie sehr wohl leiden konnte, nahm sie dieselbe an der Hand und gieng mit ihr zu den Erfrischungen. Die Fürstin drückte ihr die Hand, hieß sie neben sich sizen, und fragte sie ganz gnädig um alle ihre Umstände; indem sie so da sasen, erschien eine Maske, mit einem erschrecklichen Buckel und ungeheuern Nase, diese forderte Theodoren auf, die Kostbarkeiten, welche diese Maske an sich hatte, lies sie etwas vornehmes vermuthen, sie konnte den Tanz nicht wohl ausschlagen, sie folgte also; als der Tanz aus war, so nahm die fürchterliche Maske eine Flasche Limomade, schenkte ein, und prä-

sentirte Theodoren ein Glas, sie nahms mit einer Verbeugung an, und stellte es hin, weil sie die Fürstin wieder anredete, und zum Sizen nöthigte, die bucklichte Maske hielt sich indessen immer in der Nähe auf, so daß die Fürstin endlich aufmerksam auf sie wurde. Darauf fieng die Fürstin zu Theodoren an: mein Kind, schenken sie mir ein Glas Limonade ein, flugs sprang die Maske herbei, ergrif ein Glas, schwenkte es in einem Winkel aus, schenkte es voll, stellte es auf einen Präsentirteller, fiel auf eine Knie, und sagte mit veränderter heiserer Stimme, Euere Durchlaucht geruhen diesen Trunk von einem ehemaligen sehr treuen Diener anzunehmen. Die Fürstin nahms an, und bat ihn, die Maske wegzuthun, er verbat sichs aber unterthänigst, und versicherte: er werde Ihro Durchlaucht in kurzem aufs angenehmste überraschen. Die Fürstin erstaunte, und vermuthete, es müste einer von Ihren Herrn Brüdern seyn, der sie

plözlich überfallen wollte, sie wurde darinnen bestärkt, weil sich die Maske im Augenblick verlor; sie sezte das Glas an den Mund, und weil sie sehr erhizt war, so schlurfte sie nur einen kleinen Mund voll ein, sie glaubte etwas widriges zu schmecken, sie erschrack, stellte das Glas hin, und sagte: mein Gott! ich glaube, man hat mich vergiftet; dies Wort drang Theodoren durch Mark und Bein, still! still! fuhr die Fürstin fort, mir wird ganz übel, rufen sie einen Bedienten, in dem Augenblick hatte ein anderer etwas an der Fürstin gemerkt, es gab Unruhe im Saal, der Fürst und Prinz Albert, welche oben auf einem Sopha sasen, hörten ein Gemurmel von der Fürstin, sie erschraken, sprungen auf, liefen herzu, und fanden sie in einem heftigen Erbrechen, Theodore hielt ihr das Haupt und weinte bitterlich; der Fürst liebte seine Gemahlin über die masen, er war also so betäubt, daß er an nichts dachte, indessen fand sich der Leib-

arzt, welcher von einer kleinen Reise gerad zurück gekommen war, dieser machte nun alle nöthige Anstalten, und gab ihr die gehörigen Mittel ein, versicherte auch, daß es hoffentlich nichts zu sagen haben würde. Während dem Tumult schlich ein Laquay heran, der verstohlen nach der Fürstin Glas grif, um es wegzupuzen, Theodore bemerkte es, so wie er daher reichte, und das Glas angrif, rief sie, Ihro Durchlaucht! lassen Sie den Kerl sezen! Der Fürst schaute hin, aber in dem Augenblick war er schon gepackt: denn Ehrenfried, der auch bei der Hand war, und bei der herzlichen Betrübnis, die er als ein treuer Diener um die Fürstin hatte, doch Seelenfreude empfand, als er sein gutes Landmägdchen an einem so guten Posten sahe, war auf seiner Gattin Ruf wie ein Bliz bei der Hand, damit der Kerl gepackt würde, der Fürst befahl, man sollte ihn aufs strengste bewachen und verwahren. Indessen spürte die Fürstin einen starken Frost, und verlangte, man

sollte sie zu Bette bringen, man brachte eine Sänfte, sie ergrif Theodoren an der Hand, und sagte, liebe Kammerräthin! bleib sie doch bei mir so lang ich krank bin, Theodore küßte ihr die Hand, und antwortete, dies Vertrauen Euer Durchlaucht ist das gröste Glück meines Lebens. Sie folgte allso der Sänfte, der Fürst zog ihr die Maske vom Gesicht, und sagte: braves Weibchen! ich will erkenntlich seyn, Theodore neigte sich tief und gieng.

In allem Tumult hatte man vergessen nachzufragen, wer der Fürstin zu trinken gegeben hätte, Ehrenfried der noch immer auf dem Saale war, und alles beobachtete, was vorgieng; bemerkte ein Paar Leute, welche gesehen hatten, wie die bucklige Maske der Fürstin den Trunk präsentirt hatte, er ersuchte sie still bei der Hand zu bleiben, gieng zum Kanzleidirektor Böhling, der aber gerad den Abend nicht zu geniesen war, denn er hatte epps zu viel getrunken, wie er sich

ausdrückte: indessen sezte man ihn doch an einen Tisch, die Räthe, welche anwesend waren, sezten sich auch, und Ehrenfried führte das Protokoll; wer nun etwas gesehen und gehört hatte, das zur Sache etwas beitragen konnte, der wurde abgehört. So bald das geschehen war, eilte er zur Fürstin Zimmer, und begehrte den Fürsten zu sprechen. Als die Fürstin im Bett hörte, daß Ehrenfried da wäre, so befahl sie, man sollte ihn herein kommen lassen, als er herein trat, sagte sie, nicht wahr! sie gönnen mir ihr Weibchen so lang ich krank bin? Er antwortete: sie ist Ihro Durchlaucht Dienerin, und ich schäze mirs fürs gröste Glück, daß sie die Gnade hat, Euer Durchlaucht zu gefallen. Theodore saß vor dem Bett und die Fürstin hatte ihre Hand gefast. Nun zeigte Ehrenfried dem Fürsten das Protokoll, auch fragte er seine Theodore ab, die nebst der Fürstin alles erzählte, was vorgegangen war; der Kammerrath sezte sich hin, schrieb

alles auf, und gieng nun wieder in den Saal, indessen hatte der Leibarzt das Glas Limonade, aus welchem die Fürstin getrunken hatte, zu sich genommen, um zu sehen, was darinnen sei; Ehrenfried trieb ihn alsofort nebst den übrigen beiden Stadtärzten, den Versuch zu machen, um der Sache gewiß zu seyn: das geschah, und man entdeckte bald, daß Arsenik in der Mischung war. Der Fürst zitterte vor Schrecken, und flehete den Arzt, sein Bestes zu thun, auch bat er ihn, noch erfahrne und berühmte Aerzte zu sich zu nehmen, damit ja nichts versäumt werden möchte. Ueber diesen Geschäften gieng ein guter Theil der Nacht hin, einer verlohr sich nach dem andern, endlich gieng auch Prinz Albert fort, der Fürst aber blieb bei seiner Gemahlin im Zimmer, welche nun in ein hiziges Fieber verfiel, und irre redete. Ehrenfried war indessen bei den Bedienten im Vorzimmer, so bald aber der Fürst gewahr wurde, daß er da war, so kam er

selbst, führte ihn hinein, und sagte: halte er mit mir aus, Kammerrath! es rührt mich sehr, daß ers so treu mit mir meint, theile er mein Leid mit mir, so wie mein leidender Engel dort mit seiner Frauen. Ehrenfried blieb stumm, und küßte seinem Fürsten die Hand mit gröstem Feuer. Ach! fuhr der betrübte Herr fort: wie schwinden die Vorzüge des Standes in solchen Fällen! wie fühlt man da die menschliche Natur! glückselig ist der Fürst, der dann Freunde hat. Ehrenfried antwortete: genug! genug! Ihro Durchlaucht! diese Gnade ist zu schwer für mein Herz, ich halt es nicht aus, indessen will ich nach meinem geringen Vermögen alle meine Kräfte zu Ew. Durchlaucht Diensten verwenden. Bei allem dem hatte der Kammerrath noch etwas auf dem Herzen, er hätte gern Nachforschungen wegen der buckligten Maske abgestellt, er hielte dafür, der Böswicht sei vielleicht jezt noch zu erhaschen, dieser Gedanke war eigent-

lich die Ursache, die ihn ins Vorzimmer der Fürstin getrieben hatte, er eröfnete dem Fürsten seine Gedanken, und dieser gab ihm Vollmacht nach Gefallen zu verfahren, Ehrenfried empfahl sich augenblicklich und gieng fort.

Während dieser Unruhe haben wir die Clementine vergessen, auch sie hatte schon früh vor der Vergiftung einen merkwürdigen Vorfall gehabt, der aber im Verfolg erst erzählt werden soll.

Die Fürstin ruhete die Nacht nicht wohl, sie schlummerte und phantasirte. Der Fürst verlies sie keinen Augenblick, er unterhielt sich mit Theodoren, und so erschien endlich der erquickende Morgen. Die hohe Kranke befand sich etwas besser, und der Arzt gab Hoffnung, daß sie vielleicht das Gift gleich abgebrochen habe, und allso gar nichts zu befürchten stünde. Dennoch wurden alle nur mögliche Masregeln genommen, auch das, was etwa in dem Magen geblieben seyn könnte, unschädlich

zu machen und abzuführen. Theodore war indessen immer Krankenwärterin, und sie war es gern. Ein jeder, der das menschliche Herz auch nur nach der Oberfläche kennet, kann leicht begreifen, warum?

Jezt muß ich die Fürstin verlassen und sehen, wo der Kammerrath geblieben ist, was Clementine für ein Abentheuer gehabt hat, und wie sich der Hof überhaupt bei der Sache verhält. Denn wenn man eine Geschichte erzählt, so muß man jede Gruppe, bis auf die entferntesten Gegenstände, ausmalen, damit die Hauptgegenstände in vollem Glanze der Wahrheit da stehen und gehörige Wirkung thun können. Den Lesern, welchen etwa angst seyn möchte, die Fürstin sei gestorben, dienet mittlerweile vorläufig zur Nachricht: daß sie an der Vergiftung nicht starb; sie können deshalb ruhig mit mir gehen, wir werden die liebe Kranke zu seiner Zeit wieder besuchen.

Die Stadt Rheinau ist eben nicht sonderlich

derlich gros, aber ziemlich befestigt. Sie hat drei Thore, eines geht auf den Rhein und heist das Rheinthor, das andere heist das holländische Thor, und das dritte das Oberthor oder Schloßthor. Ehrenfrieds erste Sorge war, dem wachthabenden Offizier aufzutragen, daß er keine lebendige Seele hinauslassen, auch des Morgens nach Eröffnung der Thore alle Hinausgehende auf das strengste examiniren möchte; das wurde ins Werk gerichtet. Nun durchstrich der Kammerrath die Stadt, und beobachtete alles aufs Schärfste, wo jemand gieng und stund; zugleich überlegte er, ob es nicht möglich sei, jemand auszuspähen, der die ungestalte Maske noch irgend an einem andern Orte, als auf dem Bale, gesehen, wo er also näher auf die Spur kommen möchte. Bei dieser Gelegenheit nun machte er manche Nebenentdeckung, bald jagte er hier, bald da ein Paar auseinander, die des Nachts am liebsten beisammen sind: wo er Licht sahe, da lauerte er von

weitem und nahem, und sah manch wunderlich Schauspiel, das uns aber hier nicht angeht; in der Hauptsache entdeckte er übrigens nichts. So strich er herum, und gerieth endlich auch an seine Thür, er war vielleicht schon ein Paar mal diese Nacht da vorbei gegangen, hatte es aber nicht bemerkt, bis jezt, und daran war ein Umstand schuld, den er bei dem ersten schwachen Lichte der Morgenröthe entdeckte, seine Thüre war nicht geschlossen; er erschrak von Herzen: denn er hatte Depositogelder bei sich liegen, auch sonst noch Sachen genug, für welche ihm bange war, sie möchten ihm gestohlen worden seyn, besonders da sich Diebe und Räuber gerade der Verwirrung zu bedienen pflegen, die bei solchen Gelegenheiten unvermeidlich sind. Mit pochendem Herzen gieng der Kammerrath in sein Haus, er schlich leise auf den Zehen, guckte überall hin, fand aber nichts in Unordnung; er gieng die Treppe hinauf, und zuerst auf sein Ar=

beitszimmer; doch auch hier war alles, wie er es den vorigen Abend verlassen hatte. Nun erinnerte er sich, daß er seine Schwester auf dem Bale noch eine Zeit lang vor dem Tumulte nicht mehr bemerkt hatte; er lief also nach ihrem Zimmer, und fand sie ruhig schlafen. Der Morgenglanz stralte durch das Fenster auf ihr Angesicht, er stellte sich hin, und weidete seine Seele an dieser ruhenden Unschuld. Da lagen ihre Kleider, aber nicht hingeworfen, auf einander und übereinander her, sondern jedes Stück zusammen gefalten und in Ordnung, so als wenn sie des Morgens früh einpacken wollte, jeder Möbel war an seinem Orte, was glänzen sollte, das glänzte, was hängen muste das hieng, und was seiner Natur nach liegen muste, das lag, nichts war schmuzig, nichts zerrissen, sondern alles in der schönsten Ordnung; sie selbst aber lag da, das Deckbett über die Brust unter jeden Arm gespannt, ihr Anzug war schneeweiser Barchent, mit

rosenfarbenen Schlüpfen; ein blaßrother seidener Schleier fest um den Hals, und hin und wieder mit Nadeln befestiget, verdeckte ihre Brust; ihre Haare hiengen nicht verworren hervor, sondern sie waren glatt aufgekämmt, und mit einem bleichrothen Bande war die Schlafhaube umstrickt; so lag sie da, die Arme über das Deckbett ausgestrecket, und der Odem gieng sanft und langsam aus und ein, und bewegte eine Pflaumfeder, die sich durch den zizenen Ueberzug durchgearbeitet hatte. Ehrenfried stand gegen über, ein heiliger Schauer durchdrung ihn, er vergaß eine Weile Vergiftung, Ausspähen, Gefahren, Hoffnung, und alles, was in seiner Seele arbeitete. Welch ein Engel ist ein solches Frauenzimmer? dachte er bei sich selbst, und welch ein Teufel muß der seyn, der ein solches Heiligthum entweihen kann, ja der nur von weitem daran denken kann, auf Unkosten eines solchen Meisterstückes des Schöpfers sich lustig zu machen? —

Jezt stellte er eine strenge Prüfung über sich selbst an, er durchdachte alle seine durchlebten Jahre und fand sein Herz oft am Rande des Sturzes, ohne doch jemals einen Sturz gethan zu haben. Innig demüthigte er sich vor Gott wegen seiner Schwäche, und innig dankte er ihm, daß er dem Frauenzimmer das furchtbare Siegel der Scham an die Stirne gedrückt habe, damit es nicht jeder töden möchte, der es fände: denn er entdeckte jezt erst, daß ihn fast allemal dies Siegel zurückgescheucht habe, wenn Vernunft und Religion der Macht der Lüsten hatten weichen müssen. Ja aber, fiel ihm ein: ein Mägdchen das dies Siegel von der Stirn wegwischt? — Geschieht ihr nicht recht, daß sie dann zum zertrettenen Weg wird? — Nein! durchdrung ihn die starke Stimme der innern Ueberzeugung; nein! dann breite der Mann seinen Mantel über sie aus, und schüze sie gegen den Sturm des Verheerers, er sei ein Cherub mit dem Flammenschwerd, und

Gott wird ihn einen Engel seyn und bleiben lassen. Ein Mann, der das feilste Weibsbild misbraucht, ist nicht ein Haar besser, als ein Räuber, der in eine wehrlose Stadt bricht, und Greise und Säuglinge mordet.

Darf Stilling ein Wort dazu sagen? Mich dünkt ja; es wird einmal eine Zeit kommen, wo ein solcher Wollüstling einem Gewitter, mit lauter Blizen geladen, gegen über stehen wird, zur Seiten zittert der arme Wurm, mit dem er seine Lust büste; zur Rechten steht der furchtbare Engel des Todes, und um ihn her ein Heer ungeborner Kinderseelen alle laut über ihn klagend: dieser greuliche Wüterich sei schuld, daß sie nie geboren worden, daß sie nie ein Leben würksam zum Dienste Gottes und der Menschen hätten führen können, und also im unnüzen Bestreben nach dem **Werden** verschmachten müsten; dann wird die arme verlassene Seele zur Linken alle Blize zur Rache gegen ihren Verführ-

rer aufrufen, und ihr Ruf wird erhöret werden.

Als nun Ehrenfried so da stand, seine Schwester segnete, und von ihr zu seiner ehrwürdigen Mutter in Gedanken hinaufstieg, die doch eigentlich durch ihre Erziehung den Engel gebildet hatte; so überkam ihn ein Hußen, Clementine fuhr in Schrecken auf, daß sie zitterte, nun sah sie ihren Bruder, lächelte, legte sich wieder, kehrte sich gegen ihn, und sagte: Bruder! was bringst du so früh? Der Kammerrath nahm einen Stuhl, sezte sich, und fieng nun an zu erzählen, was diese Nacht alles passirt war. Clementine fuhr bald zusammen, bald verwunderte sie sich, bald trat ihr eine Thräne in die Augen, wie es dann zu geschehen pflegt, wann man einer theilnehmenden Seele Sachen von Wichtigkeit vorträgt; endlich kam er auf seine Bemühungen, den greulichen Thäter ausfindig zu machen; Clementine hörte ihm aufmerksam zu, sie lag eine

Weile in tiefen Gedanken, endlich fuhr sie auf, wie von einem blizenden Gedanken gerühret, der einem durch Mark und Bein dringt. Mein Gott! rief sie, da fährt mir ein Gedanke durch die Seele, Bruder! ich muß dir etwas sagen: hast du den italiänischen Bauern bemerkt?

Ehrenfried. Freilich! war das nicht Böhling?

Clementine. Ja der wars; nun höre was mir passirt ist: er war äuserst zudringlich gegen mich, jeden Augenblick forderte er mich zum Tanze auf, so daß man schon anfieng, uns zu bemerken, ich entschloß mich daher, keinen Tanz mehr zu thun und schüzte eine Unpäßlichkeit vor, ich sezte mich also hin, und dachte darauf, wie ich mit guter Manier wegkommen könnte; indessen entdeckte ich eine geheimnisvolle Bewegung, oft schlich Böhling hinaus, guckte oft nach der Thür, wenn dann ein gewisser Laquay zum Vorscheine kam, so schlupfte er zu ihm, lispelte ihm ins Ohr; dann

schaute der Laquey ernst umher, als ob er fürchtete, belauscht zu werden. Das Geschäft, welches sie unter sich betrieben, schien kein Spaß zu seyn: denn alles kam mir so wichtig vor, indessen bekümmerte ich mich nicht weiter darum, ich dachte nur darauf, mich weg zu schleichen, dies gelung mir auch, wie ich glaubte; eine gewisse Angst trieb mich fort, und mein Herz dachte nicht daran, daß Böhling ein so scharfes Aug auf mich haben würde; weil es nun sehr finster war, scheute ich mich nicht, maskirt über die Strase zu gehen. Ich war schon beinahe auf der Hälfte des Weges, als ich jemand hörte, schnell hinter mir kommen, ich schritt stärker, aber ich wurde eingeholt; es war Böhling, der meinen Arm ergriff, mir die Hand küste und mich begleitete; ich ließ das, wiewohl ungern, geschehen; als wir an unserer Thür waren, so erwartete ich, er würde nun umkehren, allein er tratt mit herein, riß mir die Larve vom Gesicht, griff

mich in die Arme und wollte mich küssen, ich drehte mich ihm mit Gewalt aus den Armen, stieß ihn mit der Linken zurück, und mit der Rechten zog ich einen so derben Streich über das Gesicht, daß er forttaumelte; nun flog ich die Treppe hinauf und legte mich schlafen. Jezt vermuthe ich fast, daß er in dieser Sache verdächtig ist.

Ehrenfried war blaß von Entsezen. Schwester! fragte er: kannst du mir sagen, wer der Laquay war. Ja, antwortete sie: es ist der, den Prinz Albert verwichenen Herbst dem Fürsten geschicket hat.

Das war nun gerade derjenige, der unvorsichtig genug war, das Glas wegpuzen zu wollen, worüber ihn Theodore ertappte, und Ehrenfried alsofort sezen ließ; jezt war es dem Kammerrathe sehr wahrscheinlich, daß eine geheime Kabale bei Hofe würksam sei, in welche sich der junge Böhling habe einflechten lassen; hier sahe er nun das Ende dieser Kette der

schwärzesten Bosheit, er schaute in Gedanken die Glieder hinauf, und vermuthete das andere Ende an einem Orte zu finden, wo er nicht einmal hinblicken, geschweige untersuchen durfte. Er erkundigte sich ferner, ob seine Schwester keine Anstalten zu der buckligten Maske bemerkt habe? Sie besann sich, konnte sich aber nichts erinnern. Indessen war das alles unnöthig, denn die ganze Sache nahm für diesmal ein schleuniges Ende. Ehrenfried hatte beim Hereintretten in sein Haus die Hausthüre verschlossen, er hörte schellen, er lief heraus und schaute durch das Fenster, da sahe er den Kanzleirath Thiele vor der Thüre stehen, er sprang herab, machte auf und führte ihn herein in das Ansprachzimmer. Erstaunen, Schrecken, Verwunderung und alles, was nur schreckliche Leidenschaften ausdrücken kann, war auf seinem Gesichte gemalt, so daß Ehrenfried gerade das Allerschlimmste vermuthete, Herr Rath! rief er, sie ist tod! Nein, antwortete Thie-

le, sie ist nicht tod, sie lebt, und, Gott sei Dank! der Doktor sagt sie habe keine Gefahr. Nun war es dem Kammerrathe wieder wohl: denn alles Uebrige schien ihm ausserdem jezt eine Kleinigkeit zu seyn.

Nun sezten sich beide, und der Kanzleirath fuhr fort: Nein Gott Lob! sie lebt, aber ich bringe ihnen doch erstaunliche Neuigkeiten, wornach einem Hören und Sehen vergehen möchte. Diesen Morgen als Sie vom Fürsten weggegangen waren, so vermuthete ich gleich, was Sie im Schilde führten. Ha! dacht ich, du darfst da auch nicht müsig sizen; denn ich strich noch als immer im Schlosse herum, theils um zu hören, was die Fürstin mache, vornehmlich aber um zu spioniren, ob man nicht von weitem ein Fünkelgen Licht in der verworrenen Sache entdecken könnte. Endlich fiel mir es heiß auf das Herz, man dörfe doch wohl hier nichts versäumen, man sollte den gefangenen Laquayen im ersten Taumel, in der ersten Verwirrung

abhören, ehe er sich auf künstliche Antworten besinnen könne, und dann dacht ich, wenn man ihn zum Geständnisse brächte, so könnte man vielleicht den ausgeflogenen Vogel noch erhaschen. Ich lief also gleich zum Kanzleidirektor und schellte an der Thür, polterte und rasete, bis sich endlich jemand fand, der mir aufmachte; nun ließ ich den Herrn wecken, allein da war kein Fortkommen, dem that es so weh, daß man ihn in seinem Schlafe störte, so daß der tiefste Aerger aus seinen halb offenen Augen hervor blinzelte; indessen war ihm doch die Sache zu gefährlich, liegen zu bleiben; er kleidete sich also an, zog einen weissen und einen schwarzen Strumpf an, warf einen Ueberrock um sich, behielt aber die Schlafkappe auf, denn die Perücke mit den zween Zipfeln vergaß er. Ich lief schon früher fort, um noch die andern, nebst dem Sekretär zu wecken, endlich kamen wir denn zusammen. Das Kollegium sah gar wunderlich aus; die

zween Justizräthe hatten Schlafröcke an, der eine Kanzleirath kam im Mantel, und ich war noch vom Bal angezogen; wir sezten uns, und da der Direktor nicht zur Sprache zu bringen war, so schlug ich vor, man sollte dem Laquayen völlige Gnade versprechen, wenn er alles frei und offen bekennen würde, ausgenommen, wenn er selbsten die Limonade vergiftet hätte. Dies wurde einhellig beschlossen, und nun der Laquay vorgeführet. Man sah ihm an, daß er Willens war, streng zu läugnen; ich fieng gar sanft mit ihm zu reden an, und sagte ihm, man habe schon sichern Verdacht auf ihn, so daß ihm alles Läugnen nicht mehr helfen würde; daher sollte er nur frei alles sagen, was er wüste: denn dies sei das einzige Mittel, wodurch er nicht nur sein Leben retten, sondern sogar ungestraft davon kommen könne.

Der Kerl schien darüber gerührt zu seyn. Er fiel auf seine Knie, und dankte uns demüthig für die Gnade. Aber, fuhr er

weiter fort; ist es denn auch gewiß, daß mir nichts geschehen soll, wenn ich alles sage, was ich weiß? — Freilich darf ich so nicht reden: denn ich bin ohnehin schuldig, alles zu sagen; aber weil die Herren doch so gnädig mit mir verfahren, so will ich sie doch auf den Knieen gebeten haben, verschonen Sie meiner um meiner braven Eltern und Geschwister willen, ich will auch alles sagen. Wir wollen ihm Wort halten, antwortete der Justizrath Gold, nur in dem Falle können wir es nicht, wenn er selbst die Limonade vergiftet hat.

Jezt spizen sie die Ohren, Herr Kammerrath! denn sie werden ihnen gellen. — Er antwortete: ich habe die Limonade nicht vergiftet, aber ich wuste, daß es geschehen würde, ich habe das Pulver dem Lizentiat Böhling gebracht, und der hat es gemischt.

Jezt hatte das ganze Verhör ein Ende; denn der Zustand, in welchen der Direktor bei diesen Donner-Worten gerieth, be-

schäftigte uns so, daß wir den Gefangenen wieder wegführen lassen musten. Der gute Alte riß sich in den Haaren, schrie laut, dann sank er wieder halb betäubt hin, während der Zeit hatte doch einer von uns die Vorsicht gebrauchet, die Wache zu bestellen, um des Direktors Haus damit zu besezen, indessen kamen wir mit der Sänfte, worin der arme Mann nach Hause getragen wurde. Er bekümmerte sich jezt um die Wache nicht, ich glaube nicht einmal, daß er sie bemerkt hat, indessen giengen wir alle mit ihm, und versiegelten seines Sohnes Zimmer. Welch ein Jammern und Wehklagen in dem Hause entstand, davon mag ich nichts sagen; der Lizentiat aber war fort, und niemand weiß wohin. Jezt giengen wir auseinander, und so wie ich daher zu Ihnen gehe, so jagt Prinz Albert mit allen Sechsen zum holländischen Thor hinaus. Riechen Sie jezt Lunten, Herr Kammerrath? Ja, die habe ich schon ehe gerochen, antwortete

Ehrenfried: denn diesen Morgen hat mir meine Schwester ihre Balgeschichte erzählet, und da bin ich auf Spuren gekommen, (hier erzählte er alles, was er von Clementine gehöret hatte) und sezte noch hinzu; Sie wissen, daß der Lizentiat oft in mein Haus kam, da hat er es gar herrlich wissen an den Mann zu bringen, wie hoch er bei Prinz Albert angeschrieben stehe? Aber das ist mir ein Räthsel, was Albert beim Tode der Fürstin für einen Profit sucht? Thiele wuste das auch nicht zu errathen; indessen hoffte er, es würde sich noch aufklären.

Nun hatte der Kanzleirath noch etwas auf dem Herzen; daher fieng er an: Herr Kammerrath! darf ich Ihnen eine nüzliche Erinnerung geben? Sie wissen ich bin Ihr Freund, bin länger bei Hofe gewesen als Sie, und kenne die Schliche. Ehrenfried hatte wohl bemerket, daß ihm Thiele immer freundlich begegnet war, allein er hatte noch keine Proben von einer

wahren Freundschaft, denn so viel Empfindung hatte er doch von der Hofluft, daß die Freundlichsten oft die Gefährlichsten sind; daher antwortete er: Herr Kanzleirath! Ihre Erinnerung soll mir sehr angenehm seyn: denn ich bin freilich noch sehr wenig an Höfen gewesen, und habe also sehr wenige Kenntnisse von dem Betragen eines rechtschaffenen Mannes am Hofe.

Thiele antwortete: Nun so will ich Ihnen denn im Vertrauen sagen, daß Ihr Betragen bei der Begebenheit auf dem Bale diese Nacht Ihnen alle Hofleute feind und neidisch gemacht habe.

Ehrenfried erstaunte, besann sich und sagte: Das kann wohl seyn, ich muß gestehen, ich war zudringlich, nahm mich der Sache zu sehr an, mehr als mich angieng, griff andern ins Amt; aber auf einer Seite war denn doch meine tiefste Hochachtung gegen die Fürstin so bei mir zur Leidenschaft geworden, daß es mir gera-

de war, als wenn ich alles allein thun müste; und hernach war mir die Gnade, die meiner Frau ganz ohne ihr Suchen widerfuhr, so angenehm, daß ich aus dieser Ursache nicht recht wuste, was ich that. Allein, liebster Herr Kanzleirath! was soll man denn machen? Hätten meine Frau und ich den Laquayen nicht bemerkt, was wäre denn daraus geworden, die Sache wäre nicht heraus gekommen, man hätte den schrecklichen Versuch mit mehrerer Behutsamkeit wiederholt, und bedenken Sie die Folgen.

Ganz richtig: versezte Thiele: Sie konnten alles thun, was sie gethan haben, ohne so zudringlich zu scheinen; jedem las man es auf der Stirne, daß er dachte, der Ehrenfried ist ein wahrer Suppen-Verdiener, und damit kocht schon Verrath, Gift und Galle in der Seele des Hofmannes: denn jezt denkt ein jeder, und glaubt es schon gewiß zu wissen, daß Sie in höhere Stellen sich hinauf zu schwin-

gen gedenken. Sie waren so vollkommen glücklich, von dem Fürsten bemerkt zu werden, daß Sie jezt nur wählen können, was Sie werden wollen, und Sie sind es. Z. B. der alte Böhling hat Feierabend, denn der wird gewiß seine Stelle niederlegen wollen und müssen; Sie haben nur ein Wort zu verwenden nöthig, so sind Sie Kanzleidirektor, und wenn noch zehen ältere Räthe da wären. Ihre Frau Gemahlin darf nur die Fürstin darum ansprechen, so brauchen Sie nicht einmal zu scheinen, als wenn Sie es gerne werden wollten.

Ehrenfried antwortete: davor wird mich aber der Himmel behüten, so etwas zu beginnen.

Thiele fragte: warum wollen Sie nicht? Der Kammerrath erwiederte: darum nicht, weil noch viel verdientere Männer da sind, als ich.

Thiele. Wenn es Ihnen aber ohne Ihre Bemühung angeboten würde.

Ehrenfried. So würde ich mich sehr

dafür bedanken, und es ganz gewiß nicht annehmen.

Thiele. Steht das so in Ihrer Seele geschrieben, wie Sie da reden?

Ehrenfried. Ja ganz gewiß: warum fragen der Herr Kanzleirath so dringend?

Thiele. Jezt will ich es Ihnen sagen, Sie sind ein rechtschaffener Mann, Sie verdienen Präsident, ja Sie verdienen Minister bei einem noch grösern Fürsten zu werden. Ihre Pflicht ist es auch, zu werden, was Sie können: aber nur auf dem Wege der Menschenliebe und der Tugend, nicht aus Ehrgeiz und auf Unkosten anderer, auch braver Leute. Gesezt, Sie würden jezt Kanzleidirektor, so wären Sie es gewiß nicht lange, man würde Sie noch viel tiefer stürzen, als Sie gestiegen sind: denn man wüßte, Sie wollten es werden, wollten andern vorlaufen, und suchten sich nur über andere zu erheben, und das gebieret am Hofe tödlichen Haß. Wenn Sie aber Ihrem jezigen Berufe, den Ih-

nen ein jeder gönnet, recht getreu sind; so werden Sie nach und nach Ihre wahren Verdienste erheben, und Sie werden ein groser Mann werden. Nun muß ich Sie noch um etwas ersuchen, und Sie müssen mir versprechen, daß Sie es thun wollen.

Ehrenfried. Ich bin Ihnen zu allen Diensten verbunden.

Thiele. Der Justizrath Schwalbenau verdienet das Amt in allem Betrachte, er war immer das lastbare Thier, dem man alle Commissionen auftrug, und der dem Rheinauischen Hause die wichtigsten Dienste geleistet hat; jeder weiß das, auch selbst der Fürst, und dennoch bezahlt man ihn nur, aber man belohnt ihn nicht; man haßt ihn zwar nicht, aber man liebt ihn doch auch nicht, und das rühret daher: er erscheinet sehr selten am Hofe, und wenn es einmal geschiehet, so bleibet doch sein arbeitsamer Geist zu Hause, er ist immer zerstreuet, bemühet sich nie jemanden zu gefallen, auch selbst dem Fürsten nicht, beleidiget aber auch niemand. Sie sollten ihn

nur einmal beobachten, wenn er in Gesellschaft des Fürsten ist; das ist oft zum Todlachen, der Fürst neckt ihn auf eine edle gutmüthige Weise. Schwalbenau versteht nun gar keinen Spaß, und schleicht still fort; so wird er überall vergessen. Nun wünschte ich, daß dieser Mann Kanzleidirektor würde, aber dazu muß Hand an das Werk geleget werden: denn von selbst kommt der Fürst nicht darauf, daher ersuche ich Sie, liebster Herr Kammerrath! jezo da Sie bei dem Fürsten etwas vermögen, helfen Sie dazu, daß er es wird, denn der Mann hat auch viele Kinder, und wenig Einkommen, es ist also ein Werk der Barmherzigkeit, und Sie werden sich bei dem ganzen Hofe wieder ausser Verdacht sezen, wozu Sie Anlaß, und zwar gegründeten Anlaß gegeben haben.

Ehrenfried erkannte von ganzem Herzen die Treue des Herrn Thiele, er dankte ihm dafür, versprach ihm aufs genaueste zu folgen, und beide schlossen diesen

Morgen einen genauern Freundschafts-bund zusammen.

Jezt finden wir den Herrn Kammerrath Ehrenfried in einer glücklichen und hoffnungsvollen Lage. Er und seine Gattin bedienten sich der Gnade des Hochfürstlichen Paares, wie man sich einer stark wirkenden und stärkenden Arzenei bedienet, sparsam und zu rechter Zeit, damit sie ihrer desto länger geniesen könnten; sie schlugen jede Beförderung aus und befestigten sich solcher Gestalt auf alle Weise in der Gnade des Fürsten, und in der Liebe und Hochachtung des Hofes.

Während der Zeit, daß diese Geschichte zu Rheinau vorgieng, war die menschliche Natur auch auf dem Blumenhofe nicht müsig; sie spielte da ihre gewohnten Rollen eben so gut, als am Hofe.

Ehrenfried und Theodore entschlossen sich, nach diesem ihrem Landgute zu fahren: denn die Fürstin war jezt vollkommen wieder hergestellet. Sie kamen gegen elf Uhr

daselbst an, und fanden den alten Osterfeld in seinen gewöhnlichen Beschäftigungen; das ist: er saß am Tische zwischen Büchern. Den Dietrich von der Linden sahen sie nicht, sie fragten also gleich: wo ist der Vatter? Osterfeld lächelte und antwortete, indem er aufstund und durchs Fenster guckte: er wird wohl nicht weit seyn, ich denke er meditirt, denn er hat jezt sehr viel bedenken. Die beiden wurden neugierig, sezten sich, und verlangten zu wissen, was es bedeute, daß er so geheimnisvoll antwortete. Osterfeld erwiederte: ich hab es wohl gedacht, es ist etwas besonders um den Menschen; jezt, glaub ich, würden wir keiner List bedürfen, wenn ein Kammerrath seine Tochter frei und öffentlich verlangte. Indem sich beide ansahen und verwunderten, so trat Dietrich zur Thüre herein; er hatte einen damastenen Schlafrock an, mit dunkelblauem Grunde und hellblauen Blumen, eine weisse baumwollene Kappe auf, und

sein rundes halbgraues Haar war schön und zierlich geschnitten und gekämmet; jezt war er ein schöner Mann. Daß sich sein Schwiegersohn und seine Tochter nicht auf den Kopf stellten, das war ein Wunder, denn es kam ihnen vor, als wenn sich die ganze Welt nun umgedreht hätte. So gar versuchte Dietrich ein Compliment, und er empfieng seine Kinder fast neumodisch. Der gute Alte merkte, daß sie sich verwunderten; ja, sagte er: ich muß mich jezt ein wenig anders aufführen, nachdem ich einen Kammerrath zum Schwiegersohne habe: denn ich mag doch nicht haben, daß ihr euch meiner schämt, dazu wird ja auch mein Sohn ein Herr, und da muß doch alles seinen Gang gehen. Die Kinder billigten sein Betragen, vermutheten aber, es müst noch etwas anders dahinter stecken, sie suchten daher Gelegenheit mit Osterfeld allein zu reden, der ihnen dann alles umständlich entdeckte. Die Sache verhielt sich folgender Gestalt.

Etwa eine Stunde vom Blumenhofe war ein Kirchdorf Namens Sonnenberg, daselbst wohnte eine verwittibte Frau Pfarrerin, nebst ihrer einzigen Tochter, sie schrieb sich Stoßin, ein Weib, wie es viele giebt, deren Seele immer beschäftiget seyn muß, es mag auch kosten was es will. Sie hatten ein kleines Kapitälgen, von dessen Interessen, nebst einem kleinen Wittwengehalt, sie sich mit genauer Noth durchbrachten. Ihr seliger Mann hatte mit dem alten Osterfeld studirt und beständige Freundschaft mit ihm gehalten, das wuste die gute Frau; als sie nun hörte, daß sich dieser Freund auf dem Blumenhof aufhielt, so gieng sie zuweilen hin, um ihn zu besuchen, dies geschah nun auch wieder vor etlichen Wochen; es ist der Mühe werth, daß ich diesen Besuch umständlich beschreibe.

Die Frau Stoßin hatte gehört, daß der reiche Dietrich von der Linden Wittwer sei, und nun auf dem Blumenhofe woh-

ne, es fuhr ihr ein warmer Gedanken durch die Seele, sie fühlte sich dadurch in allen Gliedern gestärkt, und fand nun in dem Augenblicke, daß sie noch jung und stark genug sei, wieder zu heirathen, sie war nur 45 Jahr alt und ihre Tochter 24. Nichts deuchte ihr bequemer zu seyn, als wenn sie den Dietrich heirathete, sie kannte ihn von Person, er war sehr reich, hatte einen braven Sohn, dem sie dann ihre Tochter zu zuschanzen gedachte, und damit wären sie ja beide vortrefflich versorgt. Alsofort hielt sie den Gedanken für eine göttliche Eingebung. Karoline! fieng sie im Muttertone an: rüste dich, wir müssen diesen Nachmittag noch einmal den alten Osterfeld besuchen, und meine Mutterplage läßt auch ganz nach. Karolinen war es so ganz recht: denn ob sie gleich dort wenig Nahrung für ihre Seele fand: so kam sie doch heraus in die freie Luft, und das war ihr schon genug. Kurz, die Mutter zog sich schön und nett, doch sehr ehr-

bar, an, so, wie sie glaubte, einen gesunden sechzigjährigen Mann locken zu können. Die Tochter aber, wie sie in solchen Fällen gewohnt war; in ihrer Seele lag noch nichts weiter, als der allgemeine Grundtrieb, dermaleins eine ehrliche Frau zu werden, Neze warf sie noch nicht aus, denn sie sahe noch keine Fische.

So wanderten beide gute Seelen zu Fus nach dem Blumenhofe, und kamen Nachmittag um 2 Uhr daselbst an; sie wurden höflich empfangen und Anstalten zum Kaffee gemacht. Dietrich, der sich wenig im Hause aufhielt, sondern gewöhnlich auf dem Felde herumstrich, kam endlich auch. Um aber die Wirkungen dieser Zusammenkunft, mit allen ihren Ursachen, recht einsehen zu können, damit man nicht ohne Noth auf ein Wunderwerk verfalle, muß ich auch sagen, was in Dietrichs Seele vorgieng. So lang seine gute Eva lebte, gieng alles seinen Gang ohne Beschwerlichkeit fort, nachdem sie aber tod

war: so fand sich nach und nach ein Etwas in dem innersten Winkel seines Herzens, das er weder in seinem ledigen Stande, noch nachher, folglich niemals, gewahr geworden war. Seine Seele blinzelte zuweilen seitwärts nach dem Etwas hin, wandte aber den Blick sogleich wieder weg und ward roth; denn die Seelen können auch geistlichroth werden, und das ist noch immer ein gutes Zeichen! denn es bedeutet, daß der Herr Registrator Gewissen noch in guter Aktivität ist. Dem allen ungeachtet fand **Dietrichs** Seele doch für gut, dies **Etwas** unter einem strengen Incognito wirken zu lassen. Das war also die entfernte Ursache seiner grossen Veränderung; die verschiedene Larven und Farben, unter welchen sich diese Ursache dem Publikum darstellte, zeigt die Geschichte selber. Kurz, **Dietrich** fieng an zu glauben, es sei nothwendig, daß er wieder heirathete, er sei ja nur erst 60 Jahr alt, sein Vatter habe 75 Jahre gelebt,

sein Grosvatter 80, und sein Urgrosvatter so gar 90, und es sei gar wohl möglich und kein Wunder, wenn er 90 Jahr alt würde, denn das sei mehr geschehen, und da könne er ja noch wohl heirathen, Kinder zeugen und Enkel von ihnen erleben. Wenn er dann so dachte, so probirte er es im Hofe, gieng geschwind, sprang über den Zaun, und fand, daß er seit 40 Jahren fast nichts an Kräften verloren habe. Ausgemacht war es also, daß er wieder heirathen wollte, nun waren aber noch zween Posten zu bedenken. Der erste betraf seine Kinder, besonders scheute er den Kammerrath: denn er vermuthete doch noch immer, daß er seine Tochter mehrentheils um seines Geldes willen genommen habe. Da nun die Summe in mehrere Theile getheilt werden würde, denn er sah schon im Geiste ein Häufgen Kinder um sich her laufen: so konnte er sich nichts anders vorstellen, als daß Ehrenfried eine saure Miene machen und es

Theodoren entgelten lassen würde; um seine beiden Kinder bekümmerte er sich weniger. Allein, nach und nach überwand er auch diese Schwierigkeit, denn er fühlte seine Vatterwürde, und die Pflicht seiner Kinder, und darnach dachte er auch, sie sollen sich wohl nach und nach zufrieden geben, wenn einmal alles wieder seinen Gang geht. Aber der zweite Punkt war eine härtere Nuß für seine alten Zähne; die Frage war nämlich: wo find ich eine Frau, die sich für mich schickt? Da hatte er nun bald hieher, dann dort hinaus gedacht, und nirgends fand er etwas, das ihm recht war, oder da er sichs zu wagen getraute. Jezt fühlte er recht tief in seiner Seele, daß er ein altfränkischer Geck sei, alle Wahrheiten, die man ihm sonst darwider gesagt hatte, und die er nie glauben und begreifen können, wurden ihm nun zur hellen anschauenden Erkänntnis, und er ärgerte sich recht über sein Betragen, bei der Heirath seiner Tochter: denn

er

er fand jezt, daß sie recht wohl und nach nach seinem Geschmacke verheirathet war; er nahm sich also vor, von nun an alle Gelegenheiten zu bemerken und keine entwischen zu lassen.

Nun fand also **Dietrich** nothwendig, sich etwas modischer zu betragen. **Osterfeld**, der Menschenkenner, merkte schon an seinem **Odem** jenes **Etwas**, das in der Seele brütete, er nahm daher die Klugheit zur Hand, deren sich der Vernünftige in solchen Fällen bedienet, das ist: er ließ sich nichts merken, und lebte ihm doch zu gefallen, so, daß in **Dietrichs** Seele nicht der fernste Gedanken kommen konnte, man merke etwas an ihm. Als er daher dem **Osterfeld** vortrug, es beginne ihm doch nach und nach einzuleuchten, daß seine bisherige Lebensart anstößig gewesen sei, und er wolle sich modischer kleiden, er möchte ihm doch mit Rath und That beistehen, damit er sich nicht lächerlich mache: so blieb **Osterfeld** ganz treuherzig

und zeichnete ihm genau den Mittelweg aus, der sich für ihn am besten schicken würde. So weit war schon **Dietrich** in der Aufklärung und Verfeinerung vorgerückt, als die Frau Pfarrerin, **Stoßin**, mit ihrer Tochter den Besuch ablegte, von dem ich jezt reden will.

Er trat in die Stube und stuzte, die beiden Frauenzimmer da zu sehen. Frau Stoßin stand auf, lächelte ihn freundlich an und machte ihm nach ihrer Art ein Compliment, ihre Tochter thats auch, und Osterfeld erklärte ihm mittlerweile, daß diese Freundin eine Frau Wittib **Stoßin**, die Pfarrerin von **Sonnenberg**, nebst ihrer Tochter sei. **Dietrich** hatte sich ehender in ordentliche Kleider stecken, als einen guten Umgang lernen können; doch leitete ihn Osterfeld auch darin so, daß er, ohne lächerlich zu werden, nach und nach nicht mehr auffallend war. Es ist nicht zu sagen, wie der Alte jezt so behaltsam und so fähig zum Lernen war.

Dietrich mochte wohl allerhand denken, ob er gleich nichts sagte. Die Pfarrerin dachte auch allerhand, nur kams noch drauf an, wie sie's geziemend an den Mann brächte, ohne sich blos zu geben, und doch eine gute Wirkung hervor zu bringen. Als daher der Kaffee aufgetragen war, so fieng Frau Stoßin an: der **Herr von der Linden** werden wohl hier auf Besuch seyn?

Dietrich. Nein, Frau Pfarrerin! ich wohne jezt immer hier.

Fr. Stoßin. Mit der Frau Liebsten?

Dietrich. Meine Frau ist tod.

Fr. Stoßin. Behüt der Himmel! was! — Ihre Frau Liebste tod?

Dietrich. Ja, Frau Pfarrerin! es geht alles seinen Gang, sie ist maustod.

Fr. Stoßin. Nun da dauern sie mich doch von Herzen. Ach lieber Vatter! ich weis wie's einem in den Umständen zu Muth ist! so einsam, ohne Rath und Trost.

Dietrich. Ja, was soll man machen, man muß zufrieden seyn, es geht alles seinen Gang.

Fr. Stoßin. Ja wohl, lieber Vatter! Ach ja! aber sie sind noch ein Mann recht auf ihrem Besten. Haben sie denn keine Haushaltung mehr?

Dietrich. Nein! ich hab meine Haushaltung aufgegeben.

Fr. Stoßin. Ei! Herr von der Linden! das hätt' ich doch nicht gethan; sie können ja heirathen, wo sie wollen, nur eine Hand in den Haufen gesteckt, an jedem Finger bleibt ihnen eine Frau hängen.

Dietrich lachte. Meinen sie, Frau Pfarrerin?

Fr. Stoßin. Ei, ganz gewiß. Herr jeh! der müste ja seine fünf Sinne nicht mehr beisammen haben, der eine solche Parthie ausschlüge.

Dietrich. Ja, ich bin aber doch schon ein alter Kerl.

Fr. Stoßin. Pfui, Herr von der

Linden! solch ein flinker Mann! Was gilts, sie werden noch nicht weit über 65 Jahr seyn?

Dietrich. Behüte! ich bin erst sechzig Jahr alt.

Fr. Stoßin. Was! — erst sechzig? — Du lieber Vatter! — das ist ja kein Alter. Doch es schickt sich nicht (schmunzelnd) daß ich als eine Wittwe so mit ihnen spreche; vergeben sie mirs, ich vergaß mich in der That. Sie könnten einen Verdacht bekommen, als wenn ich etwas mit dem Gespräche gemeint hätte; wir wollen von etwas anders reden.

Dietrichen gefiel die Frau ungemein; denn alles, was sie da gesagt hatte, schien ihm ganz richtig und wahr zu seyn, und dann däuchte ihn, sie habe das alles so anständig gesagt, daß nichts darüber gieng. Nun, was brauch ich denn lang drum herum zu gehen, wie die Kaz um den heisen Brei. Genug, beide wurden verliebt, wiewohl aus verschiedenen Ursachen. Osser=

feld fand für gut, sich nicht in die Sache zu mischen, und ließ es allso Dietrichs Gang gehen. Jezt, da ihn nun seine Kinder besuchten, da war er schon etlichemal zu Sonnenberg gewesen, und die Heirath war schon so gut als geschlossen.

Als nun Ehrenfried und Theodore eine Weile geschwiegen hatten, und nicht wusten, was sie sagen sollten, fieng Osterfeld an zu vermuthen, sie möchten unwillig werden, daher begann er schon vorzubauen; das war aber nicht nöthig, denn Ehrenfried unterbrach ihn bald und sagte: Theurer Freund! denken sie nur nicht, daß michs verdriest, wenn mein Schwiegervatter heirathet, nein! Gott weis es! ich freue mich von Grund meiner Seele darüber; was liegt mir an meines Schwiegervatters Geld, genug daß ich seine Tochter habe, die ist mir Alles. Aber daß sich ein Mensch so plözlich verändern, seinen ganzen Karakter so ganz umschaffen kann, das macht mich erstaunen.

Theodore fügte hinzu: und darüber wundere ich mich nicht so sehr, mein Kind! denn ich weis, welche Veränderung die Liebe bei mir gemacht hat; aber mit welchem Abscheue mein Vatter oft von der zweiten Ehe gesprochen hat, das ist nicht zu sagen, und kann doch nun selber, und so bald zur zweiten Ehe schreiten?

Ehrenfried antwortete: eben darum sage ich, ich kanns nicht begreifen, wie sich ein Mensch so ganz verändern kann.

Osterfeld erklärte die Sache nach der Wahrheit: Leib und Seele ist bei der ehelichen Liebe gar sehr intereßirt, sie bleibt immer das gröste Geschenk des Himmels auf der Welt, wenn sie anders rechter Art ist. Alle Leibes- und Seelenkräfte drängen sich, von den Jünglingsjahren bis ins Alter, auf diesen Zweck des Lebens zu, und da ist's gar kein Wunder, daß die ganze Natur eine ganz andere Richtung nimmt, wenn sie durch gewisse Umstände

gehindert wird, gerades Weges zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Ehrenfried glaubte nun, es sei seine kindliche Schuldigkeit, in dieser Sache seines Schwiegervatters Vertrauter zu werden, und ihn zu dem Ende zu bewegen, daß er ihm sein Vorhaben entdeckte. Er redete von dieser Sache mit Theodoren, sie war mit ihm einstimmig; daher nahmen sie ihren Vatter allein, und der Kammerrath fieng an:

Schwiegervatter! sie werden mir nicht übel nehmen, wenn ich ihnen einen Vorschlag thue: Sie sind noch ein starker, gesunder Mann, ihre Kinder haben sie nicht mehr bei sich, sie können noch lang leben, und ich halte dafür, daß es angenehmer und zuträglicher für sie wäre, wenn sie sich eine brave Gattin von mittlerem Alter wählten; sie haben Vermögen, und lassen sie sichs nur nicht einfallen, als wenn ihre Kinder, um dieser nichtigen Vortheile willen, scheel dazu sehen würden, wenn

sie wieder heirathen. Ist irgend in ihrer Seele schon ein Gedanken von der Art aufgestiegen: so entdecken sie ihn uns, wir wollen ihnen beistehen, ihnen helfen, damit sie je eher je lieber zum Zwecke kommen mögen. Theodore sezte ihr Scherflein noch hinzu: Ja Vatter! ihr könnt gewiß versichert seyn, sagte sie, daß wir euch von Herzen Glück wünschen, und euere zweite Frau, wie eine wahre Mutter verehren werden; sagt uns nur eure Gedanken.

Dietrich erstaunte über diesen Vortrag, Thränen drungen ihm in die Augen, sein vätterliches Herz wallte seinen Kindern entgegen. Nun, fieng er an, es geht doch alles seinen Gang, ja, ich hab den Gedanken, wieder zu heirathen, und jezt freue ich mich von Herzen, daß ihr Kinder mit mir eines Sinnes seid; nun es soll euch nicht reuen, gewiß nicht, es soll alles seinen Gang gehen. Ich will euch nun alles erzählen, wie es steht, denn ich bin schon weiter, als ihr wißt und denkt.

Nun erzählte er seinen Kindern die ganze Geschichte mit der Frau Großin. In seinen Augen war sie schon mehr als Mensch, sie war ein Engel. Indessen werden wir in Zukunft sehen, wie dieser Engel und ihre Tochter in dieser Geschichte gewirkt haben. Es giebt Menschen, deren Leben ein wahres Meisterstück der Vorsehung ist, da macht sie schon in der Ferne ihre geheimen Plane, stellt ihre Werkzeuge nach und nach auf ihren wahren Standpunkt, und gerad da, wo sie der rechten Wirkung nicht verfehlen können, da fangen sie an zu arbeiten. Freilich geht dann alles ganz natürlich zu; aber wer machte diese Natur?

Der Mensch handelt in jedem Augenblicke so, wie ihn die gegenwärtigen Umstände bestimmen, und daran thut er auch wohl. Vernünstig ist der Mann, der diese Bestimmung nach den weisesten Gesezen der Wahrheit und der Religion einrichtet! — Indessen ändern sich auch oft seine Gesinnungen; was er heut für fest

und unumstößlich ansieht, das ist ihm morgen ein wahrer Irrsaz, und er wundert sich oft sehr, wie er so kindlich habe denken und handlen können. Indessen folgt hier die erhabene Vorsicht ihrem unbegreiflichen Plane, sie führt alles so weislich und wunderbar aus, daß man doch am Ende findet, wie unsere Fehler so gar in ihren Plan gehöret haben, indem sie oft gerade die nüzlichsten Folgen nach sich ziehen. Dietrichs von der Linden Geschichte beweist dies deutlich. Als seine Frau gestorben war, so fand sich in seiner ganzen Einbildungskraft kein Zug, keine Spur zur zweiten Heirath; die Vorstellung, ein so sorgenfreier Wittwer zu bleiben, sich in Gedanken, bis an sein Ende mit dem seligen Geiste seiner Eva zu vereinigen, ihr nach zu seufzen, so lang bis der Tod auch die Bande seines Lebens würde getrennet, und seine Seele mit seiner Eva würde vereiniget haben, hatte seinen Geist und sein Herz so erfüllt, daß

er gezürnt haben würde, wenn man ihm nur von Ferne zu verstehen gegeben hätte, diese Gesinnung könnte sich wieder ändern; daher kams auch, daß er willig Haus und Hof verpachtete, und sichs leicht und unwiederruflich vorstellte, auf dem Blumenhofe den Abend seines Lebens ruhig zuzubringen. So bestimmten die gegenwärtigen Umstände Dieterichs Handlungen. Nun aber da seine ganze Seele wieder mit einer zweiten Heirath angefüllt, sein Gut aber in fremden Händen war, so konnte der kurzsichtige Nachbar, wie er glaubte, mit vollem Rechte sagen: der Dieterich war doch wohl ein groser Narr, daß er sein Gut verpachtete, und seine Haushaltung aufgab: denn er hätte doch wohl denken können, daß sich seine Gedanken wieder ändern würden. Dem ersten Anblicke nach hat der Nachbar recht, aber im Grunde hat ers doch nicht: denn es fand sich nachher, daß es im Ganzen viel besser gewesen, so wie ers gemacht

hatte. Daß aber Ehrenfried zu der Verpachtung gerathen hatte, er, der doch Weisheit genug besaß, zu vermuthen, daß sein Schwiegervatter könnte seine Gedanken wieder ändern, das scheint anstößig zu seyn; aber im Grunde war es doch nicht zu tadeln; dies wird aus dem Verfolge erhellen: denn auch Ehrenfried hatte planmäsig gehandelt. Doch ich höre auf zu raisonniren, und erzähle.

Dietrich und Frau Stoßin schlossen also ein Eheverbündnis zusammen, und vollzogen es auch sobald sie konnten. Die nunmehrige Frau von der Linden suchte nun alle nur mögliche Beweggründe hervor, ihren Mann zu überzeugen, daß sie ihn nicht wegen seines Reichthumes, sondern blos aus Neigung und Uebereinstimmung beiderlei Gesinnungen geheirathet hätte; Dietrich glaubte das auch gerne, weil es seinen Wünschen am angemessensten, und er doch auch, noch zur Zeit wenigstens, keine Ursache fand, anders zu denken.

Ehrenfried und Osterfeld brachten auch während den Brauttagen die künftige ökonomische Verfassung in Ordnung, die in folgenden Hauptstücken bestand: Dietrich und seine Frau sollten auf dem Blumenhofe wohnen, sie bekamen etliche schöne Zimmer im Hause, die für sie und eine Magd hinlänglich waren, dazu wurde ihnen ein schöner Gemüsgarten eingegeben, in welchem sie erziehen konnten, was zur Küche nöthig war, Milch und Butter wurde ihnen gereicht, so viel sie brauchten, und für das alles bezahlte dann Dietrich jährlich ein gewisses Stück Geldes an seinen Schwiegersohn; Osterfeld aber behielt immer die landwirthschaftliche Verwaltung und Haushaltung wie vorher. Da nun die erste Monate durch Dietrichs ganze Geschichte sehr einförmig ist, so lasse ich billig diese neu angehende Eheleute in Ruhe, und erzähle wichtigere Dinge, als in ihren Paar Zimmern vorgiengen.

Die Vergiftungsgeschichte am Rhein-

auer Hofe hatte wenigstens vor den Augen der Welt ein Ende, die Fürstin war wieder vollkommen hergestellt, und was man sich unter einander ins Ohr sagte, hatte weiter keine Folgen: denn wenns auch der Fürst vermuthete, so entdeckte er sich doch gegen niemand; es ist sehr wahrscheinlich, daß er den rechten Mann in in Verdacht hatte, weil er auf keine weitere Untersuchung drang: denn der junge Böhling war fort, und niemand wußte wohin; sein Vatter nahm seinen Abschied, und sezte sich auf ein entlegenes Landgut, wo er seine übrigen Tage vergrämte.

Der Kanzleirath Thiele hatte indessen Ehrenfrieden die Wahrheit gesagt; von jener fatalen Nacht an spürte lezterer handgreiflich, wie der gröste Theil der Hofleute und Beamten ihm mit falscher Höflichkeit schmeichelten, ihn als den Günstling des Fürsten ansahen, den man fürchten, äusserlich verehren, heimlich aber untergraben müste. Der Kammerrath fühlte diese

Lage ganz, sie wurde ihm nach und nach so peinlich, daß er auch ohne die Warnung seines Freundes, gewiß alle Beförderungen verbeten haben würde. Es ist eine sehr wichtige Bemerkung, die ich oft und vielfältig aus der Geschichte und der Erfahrung abgezogen habe: sobald als ein Mann die Gunst und Gnade des Fürsten sich durch eine oder andere Gelegenheit erworben hat, so soll er sich derselben nie bedienen um zu steigen, sondern andere würdige Menschen, die es verdienen, zu erheben; er selbst soll immer zurück bleiben. Dies ist das sicherste Mittel nach und nach empor zu kommen: denn da er jezt nicht beneidet werden kann und nicht steigt, so kann er auch nicht gestürzt werden; seine Verdienste und die dauerhafte Gnade des Fürsten erheben ihn dann doch allmälig, und sezen ihn fest; alles, was jählings aufgethürmt wird, das stürzt auch bald wieder ein. Dies war Ehrenfrieds Grundsaz. Ehrliebe kann man ihm nicht

absprechen, er suchte freilich nach und nach empor zu kommen, aber weil er ein Christ war, so schlug er den rechten Weg ein, und wer diesen geht, dem kann es nie fehlen.

Einsmals als am Hofe Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, und der alte Böhling nun auf sein Gut gezogen war, ließ die Fürstin Theodoren zu sich rufen: dies geschah öfters, denn es schien, als wenn ihr die Zeit lang würde, wenn die Kammeräthin nicht in ihrer Gesellschaft war. Um allein beisammen seyn zu können, nahm sie die Fürstin mit in den Garten, und ließ alle ihre Frauenzimmer zurück. Hier spazierten nun beide vertraulich zusammen, so wie zwo Freundinnen zu thun pflegen, die Fürstin schüttete dann ihr Herz aus, und verlangte, daß es Theodore auch thun sollte. Als sie nun im Lustwandeln hinten in ein einsames Wäldgen gekommen waren, in welchem sich eine anmuthige Einsiedelei befindet, so gieng die Fürstin in dieselbe hinein, und zog die Kam-

merräthin am Arme nach sich; beide sezten sich da auf von Binsen geflochtene Stühle, und nun fieng die erhabene Dame an: meine theuerste Theodore! so will ich dich hinführo heissen, ich habe dich mit hieher genommen, um ein Bündnis mit dir aufzurichten. Jezt in diesem Augenblicke gebiete ich dir als deine regierende Landesfürstin, daß du nichts dagegen einwendest, und damit du nicht über diese feierliche Rede erschrickst, so will ich dir geschwind und in einem Odem sagen, was es für ein Bündnis seyn soll; siehst du dies schlechte Häusgen mit seinem einfachen Hausrathe, siehst du dies Wäldgen umher? — Dies Haus und dies Wäldgen soll von nun an das Privilegium haben, daß wir beide, so oft wir hieher kommen, alle Verhältnisse der Welt vergessen, und blos als Freundinnen leben dörfen; sobald wir beide durch jenes Pförtgen hereingetretten sind, so verliere ich allen Rang vor dir, ich bin dann deine Lotte, und

du bist meine Dore, so bald wir aber wieder hinaus sind, so gehören wir wieder in die Welt, dann bin ich wieder Fürstin, und du Kammerräthin, darauf gebe ich dir aber auch mein Ehrenwort, daß alles, was wir hier reden werden, nicht jenseit den Gränzen dieses heiligen Ortes kommen, nicht einmal seine Würkungen weiterhin erstrecken soll; und eben so must du mir auch schwören, daß du, wenigstens so lang ich lebe, kein Wort gegen irgend jemand auf der Welt von diesem Bündnisse sagen, und eben so wenig entdecken willst, was wir hier mit einander reden, es sei denn, daß wirs untereinander ausmachen, was gesagt oder nicht gesagt werden darf. Dore, ich habe dich geprüft, und gefunden, daß du allein würdig bist, mit mir in ein so enges Verhältnis zu tretten. Theodore erstaunte, stand, schlug die Augen nieder und weinte; die Fürstin fuhr fort: wie, findet dein Herz deine Lotte nicht würdig, dei-

ner Freundschaft theilhaftig zu werden? Gott! — Gott! — rief Theodore, damit umschlung sie ihre Lotte mit ihren Armen, die Fürstin empfand die Wonne der Freundschaft, die bei Menschen ihres Standes so selten ist, in so hohem Grade, daß sie mit Theodoren niedersank. Beide hielten sich in ihren Armen halb ohnmächtig, unter tausend Küssen beschworen sie das Bündnis, von welchem sie sich unendliches Vergnügen versprachen; endlich erhoben sie sich von den Knien, und sezten sich wieder auf ihre Stühle. Nun fieng die Fürstin an: jezt liebstes Dorgen! jezt hab ich an deinem Herzen ein geheimes Kabinet, in welches ich meine verborgenste Anliegen verschliesen darf. Ich kann nun meine Wünsche und meine Klagen in deinen Schoos schütten, und du wirst mich dann trösten, ohne mir zu schmeicheln; hier darfst du meine Fehler mir vorhalten und mich bessern: denn wer sagt den Fürsten ihre Fehler? — Ich beschwöre dich, thue

es! — denn das gehört mit zu unserm Bündnisse. Ja, meine beste Lotte! antwortete Theodore, dies heilige Bündnis will ich so anwenden, daß es uns durch alle Ewigkeiten durch Freude machen soll, so wahr mir Gott helfe! Dieser Zug in deinem Herzen macht einer Fürstin Ehre, und nie soll es dich reuen, an mir so gehandelt zu haben. Taumelnd für Freude über diesen nie gehörten Ton, fiel ihr die Fürstin wieder um den Hals, und schluchzte für Freuden.

Theodore gestund mir, als sie mir ihre Geschichte erzählte, daß sie in dieser Stunde den zweiten **Emporzug** gefühlt habe; der erste war, als sie ehmals Hofmann kennen lernte. Sie druckte sich so aus: es giebt gewisse Zeitpunkte im Leben des Menschen, wo alle Umstände zusammen würken, ein Herz zu erweitern; so bald dies geschieht, so kann man sich auch darauf gefaßt machen, daß es die ewige Liebe ausfüllen will; dies geschieht oft mit sol-

chem Uebermase, daß man glaubt, man würde zu den Sternen empor gezogen, und in solchen Zeiten rückt man dem Mittelpunkte der Vollkommenheit allemal tausend Meilen näher.

Es war ein schöner Nachmittag, kein Wölkgen trübte den Himmel, kein Lüftgen bewegte ein Blättgen in dem heiligen Haine, in welchem sich die zwo vertraute Seelen befanden, alles Getümmel des Hofes und der Stadt war fern; der heilige Schauer der Natur, den man so oft im entfernten Dunkel des Waldes empfindet, in welchem vermuthlich die trauernden Schuzengel lasterhafter Menschen himmlische Luft schöpfen, und sich wieder erquicken, wenn ihnen der Dunstkreis der Sünden wehe gemacht hat, umwehte Lotten und Theodoren, und reinigte ihre Phantasie von allen flatternden Bildern nichtsbedeutender Vorstellungen; erhabene Bilder der Vergangenheit, der grose Weg der Vorsehung, den die Fürstin bis-

her gewandelt hatte, gieng vor ihrer Seele vorüber, sie athmete langsamer, Majestät breitete sich über ihr Gesicht aus; Theodore, fieng sie an, noch nie hab ich einer lebendigen Seele meine Schicksale erzählet, und ich werde selten ein Herz treffen, dem ich sie entdecken kann; bis dahin bist du die einzige Freundin, der ich so ganz trauen darf, laß mich meine Geschichte in deine Seele giesen, dann werde ich dir hinführo immer meine Leiden klagen können, und du wirst meine Klagen verstehen.

Theodoren wars bei dieser Rede zu Muth, als wenn ehemals ein Prophet ein Gesicht sahe, und die glänzende Gestalt eines Engels sich zu hohen Weissagungen rüstete; Lotte, antwortete sie, mir schaudert für Verlangen, deine Geschichte zu wissen, und ich werde sie tief in meiner Seele verborgen halten, alles was dir eine Freundin seyn kann, das fordere von mir: denn ich wills seyn, bis auf den lezten Tropfen meines Blutes. Nun fieng die Fürstin an:

Du weist, ich bin die Tochter des Fürsten von Traubenheim, meine zween Brüder sind die ältesten, ich das mittlere, und meine Schwester Elisabeth das jüngste Kind dieses Herrn. Meine Mutter war eine Gräfin von Ballenburg, und mein Vatter hatte sie blos um ihrer Reichthümer willen geheirathet, denn ihrer übrigen Tugenden waren sehr wenig. Ich könnte dennoch den Fürsten, meinen Vatter, nicht so ganz tadeln, er hielt es für nöthig bei seiner Heirath auf Geld zu sehen, weil das Land wegen den vielen Ausschweifungen meines Grosvatters äusserst verschuldet war. Indessen mißlung ihm seine Absicht ganz; eine durchaus unglückliche Ehe ließ ihn keine frohe Stunde geniesen, und ein elender Hang zur Alchymie verzehrte nicht nur die Reichthümer, die ihm meine Mutter zugebracht hatte, sondern er verursachte noch überdas eine kaiserliche Commißion, wodurch er mit seiner Familie in eine traurige Lage ge-

sezet wurde. Doch ich will dir alles umständlicher erzählen.

Mein Vatter war von Natur ein rechtschaffener guter Mann, er liebte die Religion, aber nach seiner Art. Er kannte ihre gereinigte Grundsäze gar nicht; denn ein mystischer sehr strenger Hofprediger, der auch an und für sich selbst ein frommer Mann war, aber nicht Weisheit genug hatte, einen Fürsten zu leiten, hatte sein gänzliches Vertrauen. Diese Denkungsart meines Vatters zog, wie's gewöhnlich zu geschehen pflegt, allerhand seltsame Menschen an den Hof, der eine war ein wegen seinen Grundsäzen vertriebener Prediger, der andere ein wunderlicher Arzt, der dritte ein Laborant, der vierte ein Separatist, der fünfte ein Reformator, der die grosen Anstalten zum tausendjährigen Reiche zu machen, von Gott in die Welt gesandt war, der sechste war ein ausserordentlicher Busprediger, der auf Wegen und Strasen predigen

muste, und was für sonderbare Menschen mehr da waren, denen allen mein Vatter Brod und Unterhalt gab. Dies wäre nun so sehr nicht zu tadeln gewesen: denn solche wunderliche Menschen zu ernähren, mag doch immer eben so gut seyn, als ganze Käfige voll rarer Thiere; wenn sie nicht so vielen Einfluß auf seine Denkungsart gehabt hätten. Ich mag mich mit allen wunderlichen Anstalten in unserm Fürstenthume, die aus dem geheimen Rathe jener eingeschränkter Köpfe entsprossen waren, nicht aufhalten: denn davon könnte man ein ganzes Buch schreiben; ein Plan war thörichter, als der andere, jeder wurde ausgeführet, und jeder gab der Glückseligkeit des Volkes einen Stos, und eben so den wenigen noch übrigen Einkünften; so daß auf allen Seiten des Elendes immer mehr wurde. Ich will lieber mit meiner Erzählung näher auf mich selbst kommen, und also nur desjenigen gedenken, was darauf unmittelbare Beziehung hat.

Meines Vatters Karakter kennst du nun schon beiläufig, beste Theodore! Du wirst ihn aber im Verfolge noch besser kennen lernen; meine Mutter hingegen war stolz und geizig. Beide Fehler waren zugleich mit allen den Lastern verbunden, die ihre natürliche Folgen sind. Doch glaube ich, daß man sie von der Untreue in ihrem Ehstande ganz frei sprechen kann; alles, was nur Wollust hieß, war ihr zuwider; hingegen sparen und alles vermeiden, was Geld kostete, das war ihre höchste Freude. Auch mein Vatter hatte das Geld lieb, wenigstens suchte er nach seiner Art alle Mittel herbei, dessen zu bekommen; aber nicht aus dem Grunde meiner Mutter, um Schäze zu häufen, sondern um Schulden zu bezahlen, und noch mehr, um seinen Nebenmenschen wohl zu thun: denn das muß man sagen, er hatte das beste Herz von der Welt; nichts fehlte ihm, als ein vernünftiger Mann, der ihn den rechten Weg leitete. Eben diese Nei-

gung verführte ihn auch dazu, den Stein der Weisen zu suchen; er verwendete alles darauf, was er nur beibringen konnte, und das stürzte ihn endlich ganz.

Meine Mutter bekam uns vier Kinder bald nach einander; im lezten Kindbette aber litte sie so viel, daß sie zu fernerem Kindergebähren unfähig wurde. Wir wurden von einer alten französischen Mamsell erzogen, die von allem, was man mit Kindern von diesen Jahren beginnen soll, nichts verstunde: sie war im Grunde eine erzliederliche Person, hatte aber einen frömmlenden Ton, und eine Sprache der Sparsamkeit angenommen, wodurch sie sich in unserer Eltern Gunst bis an ihren Tod erhalten hat. Ich könnte eben nicht sagen, daß sie uns verdorben hätte, sie ließ uns so aufwachsen, wie es die Natur mit sich brachte, sehr oft ließ sie uns auch allein, und gieng ihren geheimen Lüsten nach, wo wir uns dann vollends überlassen waren. So verflossen unsere Kinder=

jahre ohne merkwürdige Vorfälle. Meine beiden Brüder bekamen nun ihre Hofmeister, in deren Wahl mein Vatter bei aller seiner Phantasterei nicht unglücklich war. Wir beiden Prinzessinnen bekamen auch einen, und mit diesem Zeitpunkte geht die merkwürdige Geschichte meines Lebens an.

Wir hatten einen gewissen Mann an unserm Hofe, dem unsere Familie viel zu verdanken hatte, es war der Hofrath Heimburg. Ich glaube gewiß, Theodore! daß du schon seinen Namen hast nennen hören: denn er ist weit und breit, sowohl wegen seiner Gelehrsamkeit, noch mehr aber wegen seines rechtschaffenen Karakters, und wegen seiner Schicksale bekannt. Dieser Mann wohnte zu meinen Zeiten in einem Privathause in der Stadt Traubenheim, er lebte und würkte im Geheim, aber desto fruchtbarer. Seine Geschäfte forderten ihn wöchentlich einmal an den Hof, dann kam er, that was er zu thun hatte, und dann sah man ihn nicht

wieder, bis es sein Beruf wieder erfoderte. Mein Vatter konnte den Hofrath nicht recht leiden: denn er widerrieth ihm fast alles, was er that; daher fragte ihn der Fürst endlich nicht mehr, und Heimburg wurde beinahe vergessen, auch meine Mutter konnte ihn nicht leiden: denn auch ihr widerrieth er alles, wohin ihr Hang gieng.

Einsmals als ich und meine Schwester auf der Gallerie, ohne Aufsicht, hin und her spazieren giengen, und Heimburg, ich weiß nicht aus welcher Ursache, in Gedanken da am Fenster stund, und in die weite Welt schaute, so blieb ich im Vorbeigehen stehen. Ich war beinahe eilf, und meine Schwester neun Jahre alt. Der Hofrath bemerkte uns, machte eine Verbeugung und sagte: womit beschäftigen sich Ihre Durchlaucht? — Ich antwortete: mit nichts. Heimburg versezte: grose Seelen müssen niemals müsig seyn: zählen Sie einmal siebenzig Jahre, schwer-

lich werden Sie so alt werden, und nun haben Sie schon zehen Jahre, das ist der siebente Theil von dieser Zeit zurück gelegt, und noch haben Sie nichts gethan, nichts angefangen zu thun. — Das Leben fürstlicher Personen ist tausendmal kostbarer, als das Leben anderer Menschen: denn sie haben Pflichten auf sich, die unendlich schwer sind. Diese Worte giengen mir durch Mark und Bein. Es kann seyn, daß der Ton, und die Art, womit sie Heimburg sagte, den mehrsten Antheil an dem tiefen Eindrucke hatten, die sie auf meine Seele machten; genug, mir liefen die Thränen die Wangen herab. Heimburg sahe das, und auch ihm drungen Thränen in die Augen. Gnädigste Prinzessin, sagte er und küßte mir die Hand, ich will laufen, und Ihnen einen Mann besorgen, der wird Ihnen sagen, was Sie thun sollen. Ach thun Sie das, Herr Hofrath! rief ich aus. Von dem Augenblicke an fühlte ich einen Trieb zu Wissenschaf-

ten und zu Erkenntnis meiner Pflichten in mir, dem ich gar nicht widerstehen konnte, und ich brannte für Verlangen, Unterricht zu bekommen.

Heimburg gieng den Augenblick fort zum Hofprediger. Diesem stellte er die Nothwendigkeit vor, daß wir einen rechtschaffenen Hofmeister haben müsten; zugleich schlug er ihm seinen eigenen Sohn vor; der Hofprediger hatte zu gutem Glücke eine vortheilhafte Meinung von dem jungen Heimburg, weil er öfters in seine Predigten kam, sonst still und eingezogen lebte, und nicht nach Aemtern und Ehren strebte. Da nun der Hofprediger alles bei meinem Vatter vermochte, so versprach er dem Hofrathe, daß sein Sohn Hofmeister bei den Prinzessinen werden sollte. Die Sache wurde betrieben, und beschlossen; und acht Tage hernach bezog schon der junge Heimburg zwei Zimmer in unserm Schlosse, und fieng zugleich seine neue Bedienung an zu verwalten.

So

So bald ich den Hofmeister sahe, so bald gewann er mein Herz. Stelle dir eine Person vor, an der vom Scheitel bis zu den Fussolen auch die allerdelikateste Männerkennerin nicht ein Pünktgen zu tadeln finden würde. Ich darf wohl sagen, er war das höchste Ideal männlicher Schönheit, zugleich aber von so geseztem und feierlichem Wesen, daß ihn jeder fürchten und verehren muste, so bald er ihn nur sahe. Heimburg fieng seinen Unterricht auf eine ganz sonderbare Art an. So bald als er sich auf seinen Zimmern ordentlich eingerichtet hatte: denn bis auf die Zeit betrug er sich gegen uns als ein Fremder, der uns gar nichts angieng: so kam er modest, aber sehr niedlich angekleidet zu uns auf den Saal, wo wir bei etlichen Hofdamen sasen, und — nichts thaten. Heimburg trat mit Würde herein, und sein Ansehen stahl ihm aller Anwesenden Herzen; mich und meine Schwester ersuchte er zum Spaziergange: wir nah-

men ihn willig an, und er führte uns hinter dem Schlosse den Wald hinauf auf den Berg, auf dessen Spize das alte ruinirte Stammhaus unserer Familie liegt. Es gieng gegen Sonnenuntergang zu, Heimburg redete den ganzen Weg über nichts mit uns, ausgenommen wenn wir ihn um etwas fragten, so antwortete er mit lauter einzelnen Silben, aber das bemerkte ich an ihm (denn ich betrachtete ihn ganz genau) daß er immer in sich gekehrt wandelte, und wie ich lange nachher erfahren habe, für uns zu Gott betete.

Als wir oben an den alten Mauern anlangten, so stand die Sonne über den westlichen blauen Gebirgen noch, wie man zu sagen pflegt, eines Baumes hoch; unsere Schatten schossen Ruthen lang über den Rasen hin, und aus Osten fachelte ein Lüftgen, und wiegte die bald verblühten Königskerzen, die da der Reihe nach auf den berasten Wällen standen.

Da sind wir! sagte Heimburg so ganz

ernsthaft; dort blicken Sie hinauf meine Prinzessinen! da sehen Sie in der Mauer zwei Löcher neben einander, die ehemals Fenster waren, da strahlt jezt die untergehende Sonne in öde leere Winkel, alles ist da still -- da feiern jezt die Wohnungen Ihrer Voreltern den ewigen Sabbath. — Ihre Grosmütter haben da ihre Pflichten vollendet; die Mauern da haben jezt nichts mehr zu thun — auch sie haben ihre Pflicht vollendet. — Da spanne **Margarethe** von Traubenheim mit eigenen Händen ihren Flachs, den sie dort in dem jezt mit Ginster bewachsenen Garten selber gesäet und gezogen hatte, lies ihn von ihren treuen Unterthanen zu feinem Tuche weben, und dann nehte sie selber ihrem Herrn **Egmund** von Traubenheim Hemder aus dem Tuche — die er unter seinen eisernen Harnisch anzog. Die Hemder stärkten ihn dann, daß er in der Schlacht für zwei Leben kämpfen konnte.

Das erzählte Heimburg mit einer sol-

chen Art, daß uns beiden die Thränen in den Augen stunden. Herr Hofmeister! fieng ich an, wissen Sie denn die Geschichte von der **Margrethe** und von dem **Egmund**, erzählen Sie uns doch alles, was Sie wissen.

Sezen Sie sich da neben mich auf den Rasen, fuhr **Heimburg** fort, und betrachten Sie da die alten Gemäuer wohl, ich kann ein Liedgen von der **Margrethe** und von dem **Egmund**, die Ihre Voreltern waren, das Liedgen will ich Ihnen singen. Wir sezten uns, und er fieng mit einer männlichen angenehmen Stimme an:

Es äugelte der Morgenstern
Im blauen Osten hoch,
Als Egmund, Graf von Traubenheim,
In ferne Länder zog.
Und Margreth, die Gemahlin sein,
Vergoß viel milde Thränen,
Im goldnen Becher bracht sie Wein,
Und sprach mit vielem Sehnen:

Mein Egmund, Gott geleite Dich,
Er geb Dir Muth und Kraft,
Im goldnen Becher bring ich Dir,
Hier edlen Rebensaft.
Trink nun den Abschieds-Trunk mit mir,
Den ich mit Thränen mische,
Denk stets an Weib und Kind allhier,
Bei Deiner Väter Tische:

Nie wird ein Freuden-Trunk allhier
Margrethen eingeschenkt,
Bis Egmunds Roß in seinem Stall
Wird von mir selbst getränkt.
Bis ich vom blanken Harnisch Dir,
Der Feinde Blut abwische,
Und Du dann wieder trinkst mit mir,
An Deiner Väter Tische.

Graf Egmund drückte ihr die Hand
Und schwung sich auf sein Pferd,
Auch seine Knappen folgten ihm,
Er schwung sein blankes Schwerd.
Er schwung es dreimal um sein Haupt,
Die Knappen thätens alle;
Der grose Rappe stampft und schnaubt,
Es scholl durch Egmunds Halle.

Nun zogen hin die Reuter all,
Graf Egmund ritt voran,
Die Gräfin aber stieg betrübt
Ihr Kämmergen hinan.
Da flehte sie zum lieben Gott
Um ihres Egmunds Leben.
Und daß ein heilger Friedensbott,
Ihn möge stets umschweben.

Nun gieng zur gelben Spindel sie,
Zu ihren Jungfraun hin,
Und sprach: jezt werd't ihr Mägde sehn,
Wie ich so fleisig bin.
Ein feines Gärngen spinnen wir,
Graf Egmund zu bekleiden,
Wenn er, der edlen Helden Zier,
Heim kömmt mit seinen Leuten.

Nun sponnen sie viel Wochen lang
Der feinen Faden viel,
Die jungen Gräfgen trieben dann
Ihr kindlich Ritterspiel.
Die Frauen waren wohlgemuth,
Sie scherzten treu und bieder,
Und sungen dann mit frohem Muth
Viel alte Heldenlieder.

Vier keusche Knaben webten nun
Das feinste Flachs-Gewand,
Und edle Mägdchen legten es
Aufs grüne Rasen-Land,
Begossen's aus der Silberquell,
In warmen Sonnenblicken,
Das Leinwand wurde weiß und hell,
Es glänzte zum Entzücken.

Der trübe Herbst schlich nun heran,
Gelb färbte sich der Wald,
Und alle Boten zeigten an
Graf Egmund käm nun bald.
Die Gräfin gieng am Abend hin,
Zu ihrer weissen Bleiche,
Sie war betrübt in ihrem Sinn,
Das Herz war ihr so weiche.

Sie schaut' so eben auf das Tuch,
Und wurde hoch erschreckt,
Das schön Gewand war überall,
Mit Kreuzgen ganz bedeckt.
Voll Traurigkeit schlich sie hinweg,
In blassen Mondesschimmer,
Mit tausend Thränen klagte sie,
Ich sehe Egmund nimmer.

In dunkler Dämmrung sah sie nun
Ein Dunstbild vor sich stehn,
Aschgrau, hohlaugigt, fürchterlich,
Und schrecklich anzusehn.
Mit dumpfer Stimme sprach das Bild:
Egmund hat überwunden,
Durch viele Wunden hat sein Geist
Den Todesweg gefunden.

Nun wankt' die Gräfin still und matt
Zu Egmunds stiller Halle,
Sank hin, und stöhnt aus enger Brust:
Hin sind die Freuden alle.
In dem hört' man der Rosse Huf,
Im blassen Mondschein stampfen,
Doch still, und ohne Freudenruf,
Sah man die Rosse dampfen.

Die Knappen traten nun herein,
Mit hangendem Gesicht,
Sie brachten ihren Herren mit,
Allein er lebte nicht.
Margrethe nahm sein Todenkleid
Von ihrer grünen Bleiche,
Sie senkten in der Väter Grab
Die hochgeliebte Leiche.

Die Gräfin gab das schöne Tuch
Den Armen zum Gewand,
Der Armen Mutter hieß man sie
Umher im ganzen Land.
Gekränkt durch Kummer starb sie bald,
Sie liegt an Egmunds Seiten,
Und ihre Seel erquickt sich dort,
Im Reiche ewger Freuden.

Die ernsthafte Melodie, der Inhalt des Liedes, der Schauplaz der Geschichte in den alten Ruinen vor uns, der feierliche Hofmeister und endlich die scheidende Sonne, alles das würkte zusammen so heftig auf uns, daß wir nicht mehr wusten, ob wir in oder ausser dem Leibe waren, der Eindruck dieses Abends bleibt ewig in meiner Seele das Fundament aller guten Vorsäze, so oft er mir einfällt, so wird mein Herz über alles Irdische erhoben, und ich fühle Lust und Muth alles zu werden, was Gott und gute Menschen aus mir machen wollen.

So wie Heimburg die lezte Zeile ausgesungen hatte, blieben wir starr und still,

und zogen den Odem so leise, daß er sich endlich mit einem gewaltigen Seufzer aus der Brust heraus drängte. Der Hofmeister merkte, daß seine Arzenei die gehörige Würkung thät, er stund nun auf, und ersuchte uns mit ihm über den Wall zu spazieren, dies thaten wir mit Freuden, immer aber sah ich **Egmund** und **Margrethen** vor mir, und meine Lust zum Flachs ziehen und spinnen, war in dem Augenblicke die gröste, die ich empfand. Ueber dem Spazierengehen äusserte ich dieses Verlangen, **Heimburg** billigte das, doch sagte er: gerade die Flachsarbeit, theuerste Prinzessin! ist eben nicht das, was Grosmutter **Margrethen** ehrwürdig machte; überhaupt der wirthschaftliche Fleis ist es, der auch den erhabensten Damen wohl ansteht; heut zu Tage hat sich die Sache geändert, jezt können, die Fürstinnen viel nüzlichere Sachen lernen. Ich wollte gern diese nüzliche Sachen gleich wissen; allein **Heimburg** antwortete: das sind heilige Geheimnisse, die

ich Ihnen erst nach und nach sagen darf, Sie fassen das alles nicht auf einmal, aber Sie sollen alles wissen, so wie sich Ihr Verstand aufklären wird; jezt wollen wir einmal um uns her schauen, sehen Sie, wie die Sonne jezt hinter den Berg sinkt, wie sie jezt so sanft und lieblich daher strahlt? — Sehen Sie alle die Berge, alle die Thäler, alle die Wälder, Felder, Gärten, Wiesen, mit all den mannigfaltigen Bäumen, Kräutern und Blumen, und nun knien Sie nieder und betrachten Sie die Erde genau: ob Ihnen nicht alle Augenblick ein lebendiges Thiergen in die Augen fällt, und dann — hier ein Vergröserungsglas; betrachten Sie das Thiergen, mit allen seinen Füsen und Gliedern, sehen Sie einmal das alles von der Sonne bis zum Wurm durch, und denken Sie dann, was das für ein Meister seyn muß, der das alles gemacht hat — dessen Kraft alles bewegt, und wo sich etwas bewegt, da ist er, der grose Meister, gegenwär-

tig. — Denken Sie, wie gros, wie mächtig ist Gott! — Darüber denken Sie nur einmal nach, das soll Ihre erste Lektion seyn — darnach gehen wir weiter. Sie haben jezt Trieb bekommen, brav, wie Ihre Voreltern, zu werden, dieser Trieb ist recht, nun will ich Ihnen dazu helfen, darum fange ich zuerst mit der Erkänntnis der Gröse Gottes an, und so gehen wir immer weiter.

Wir wollten nun wissen, was wir denn weiter lernen sollten, aber der Hofmeister antwortete: ich darf Ihnen nie sagen, was ich zukünftig lehren muß, bis Sie das Gegenwärtige gefaßt haben.

So spazierten wir eine Weile, bis es anfieng ganz dunkel zu werden. Jezt, meine Prinzessinen! fieng nun Heimburg an, jezt wollen wir zum erstenmal zusammen den Vatter aller Dinge anrufen, knien Sie nieder! wir knieten, er kniete auch, — nun betete er, — er betete so, wie ichs noch nie gehöret hatte; wie uns

zu Muthe war, das läst sich nicht sagen, still und ohne ein Wort zu sagen, aber voller laut schallender hoher Empfindungen wanderten wir nach Haus.

Hier war mir jezt alles klein, ich empfand meinen Rang, und den Unterschied zwischen mir und meinem Kammermägdchen nicht anders, als wenn man von einem hohen Kirchthurne herab, einen grosen Mann und einen Knaben neben einander gehen sieht, der Unterschied der Gröse scheint nur ein Finger breit zu seyn. Ich und meine Schwester, wir waren beide so stille und so feierlich, als wenn wir Gesichte gesehen hätten, so daß es auch meine Mutter bemerkte, und mich um die Ursache fragte. Ich erzählte ihr die Geschichte dieses Abends; blos der wirthschaftliche Zug vom Flachsspinnen, war die Ursache, daß sie zur Noth zufrieden war; übrigens aber war ihr nichts recht, und sie führte uns sehr streng zu Gemühe, daß wir uns mit dem Hofmeister nicht zu ge-

mein machen müsten, wir müsten immer bedenken, daß wir Prinzessinen, und er nur ein gemeiner Mensch sei; das Spazierengehen könne sie auch nicht leiden, u. s. w. Jezt empfand ich erst etwas tadelhaftes an meiner Mutter, der Vergleich zwischen uns und Heimburg war mir so auffallend und ekelhaft, daß ich mich kaum enthalten konnte, ihr keine Widerworte zu geben, Heimburg war in meinen Augen ein so würdiger und vollkommener Mann, daß ich mir nichts erhabeners denken konnte, folglich machte mich die Ermahnung der Fürstin nur kalt gegen Sie, weiter hatte sie keine Würkung.

Ich mag mich weiter mit der Methode unsers Hofmeisters, deren er sich in seinem Unterrichte bediente, nicht aufhalten, sie war, mit einem Worte, höchst edel und unvergleichlich. Der Fürst bekümmerte sich wohl nicht sehr um uns, doch aber, wenn er mit uns redete, so brach er in Lobsprüche über Heimburg aus. Dieser junge Mann

hatte auch zugleich die herrliche Gabe, sich jedermann zum Freunde zu halten, ohne sich etwas zu vergeben: er war duldend, nachgebend, und von Herzen demüthig, er strebte nie nach Ehre und Rang, überall war er der Niedrigste, und so vermied er allen Neid und Haß der Hofleute. Er sagte uns oft: wer Nuzen schaffen will unter den Menschen, der muß allen alles werden, und jedermann nachgeben. Dennoch aber gerieth er endlich für alle seine treue Dienste in die äusserste Verfolgung; und dies ist es eben, was ich dir erzählen will, weil es mit meinen Schicksalen in der genauesten Verbindung steht.

Vier Jahre lang war alles in Ruhe, wir beiden Schwestern lernten in der Zeit unsere Pflichten und unsere Bestimmung kennen, und Heimburg wurde von jedermann geschäzt und geliebt. Wenn auch die Fürstin zuweilen etwas gegen ihn einzuwenden hatte, so war das doch von keiner weitern Folge, ihre Verweise vertrug er geduldig, bekümmerte sich weiter nicht

darum, und that was seine Pflicht war. Als ich nun vierzehn Jahr alt war, so trug sichs zu, daß Prinz **Albert** von Rheinau an unsern Hof kam; er war eben in holländische Dienste getretten, und just im Begriffe dahin abzugehen. Nun hatte ihm sein Herr Vatter, der damals noch lebte, eine Commission an unserm Hof aufgetragen, zu deren weitern Befolgung der alte **Böhling** mit geschickt wurde. Der Prinz wurde sehr höflich empfangen, er machte uns auch seine Aufwartung; und weil ich damals schon ausgewachsen war, so machte ich augenscheinlichen Eindruck auf ihn, er konnte seine Liebe nicht verbergen, und er gab mir sie so deutlich zu verstehen, daß ich ungemein in Verlegenheit gesezt wurde, was ich ihm antworten sollte. Er hielt sich meinetwegen acht Tage länger auf, als sein Vorhaben war, und ich glaube, ich würde ihn haben lieben können, wenn ich nicht seine wollüstige und ganz verdorbene Seele noch

zeitig genug hätte kennen lernen: denn keine Kammer- und keine Küchenmagd war vor ihm sicher, so daß ihm jedes nur ein wenig züchtiges Weibsbild schon von weitem aus dem Wege gieng. Dies bemerkte ich noch zu rechter Zeit, und dadurch bekam meine Seele einen solchen Abscheu vor ihm, daß ich ihn nicht mehr vor meinen Augen sehen konnte. Heimburg war der erste, der mir diese abscheuliche Lebensart entdeckte, und mich darauf aufmerksam machte. Während allen seinen Ausschweifungen machte er mir dennoch die grösten Caressen, und ich bemerkte, daß seine Liebe zu mir nach und nach zur Wuth wurde. Mein Hofmeister verdoppelte seine Aufmerksamkeit und seine Warnungen gegen ihn; nun mochte Albert bemerkt haben, daß ihm Heimburg nicht günstig war, dies machte ihn rasend, und um sich recht an ihm zu rächen, so stellte er der Fürstin die Gefahr vor, in welcher ich stünde, indem ich eine geheime Liebes-

verständnis mit dem Hofmeister unterhielt, und er allein die Ursache wäre, daß ich ihm kaltsinnig begegnete: denn Prinz Albert hatte meine Mutter ganz auf seiner Seite, weil das Haus Rheinau wegen seiner weltbekannten guten Oekonomie sehr reich ist. Nun entbrannte die Fürstin vor Zorn gegen Heimburg, sie verfügte sich im Augenblick zu meinem Vatter, stellte ihm die ganze Sache mit solcher Wuth und mit solcher Vergröserung der Umstände vor, daß er auch aufgebracht wurde. Heimburg wurde noch denselben Tag in ein enges Gefängnis gesperrt, und ich bekam eine Wache vor mein Schlafzimmer, so daß ich ebenfalls in strenger Gefangenschaft gehalten wurde.

Prinz Albert hatte es allso schon weit gebracht. Ehe er nun verreiste, so hielt er bei meiner Mutter an, mich noch einmal besuchen zu dörfen. Ich saß an einem Nachmittag und stickte etwas, um meine traurige Zeit zu verkürzen, mein Kammermägd-

chen hatte ich ausgeschickt, um in der Stadt etwas für mich zu kaufen, auf einmal öfnete ein Laquay die Thüre, und Prinz Albert trat herein, ich entsezte mich, daß ich blaß wurde, doch erholte ich mich wieder, und empfieng ihn so höflich, aber auch so kalt, als ich konnte. Mit verdoppelter Freundlichkeit fieng er seine Liebesanträge mit solcher Heftigkeit an zu betreiben und vorzutragen, daß ich mich länger nicht mehr enthalten konnte; der Zorn überlief mich, und ich fühlte, daß ich feuerroth im Gesichte wurde; Prinz Albert! fieng ich an: Ihre Methode zu freien ist gar nicht nach meinem Geschmacke, so wie Sie mich behandelt haben, können Sie sich ja leicht vorstellen, daß von meiner Seite auch die geringste Liebe zu Ihnen unmöglich ist, dies ist meine Erklärung, die ein für allemal unveränderlich ist, darauf verlassen Sie sich, und nun reisen Sie in Gottes Namen zu Ihrer Bestimmung.

Albert wurde blaß im Gesichte vor Zorn,

und entfernte sich im Augenblicke. Sein rachsüchtiger Geist trieb ihn an, noch vor seiner Abreise, dem guten Heimburg den allerempfindlichsten Stoß zu versezen; er schlug nämlich vor: er wolle ihn mit sich nehmen, und ihn dort unterbringen, allem Ansehen nach aber würde es dem braven Mann erbärmlich übel gegangen seyn, wenn Albert durch hätte dringen können; vermuthlich hätten meine Eltern eingewilliget, allein der alte Hofrath, sein Vatter, der Wind von der Sache bekam, erschien am Hofe, und begehrte Audienz bei meinem Vatter in Gegenwart des Prinzen Alberts, welches ihm auch verstattet wurde. Nun sagte der Hofrath zum Fürsten: Ew. Durchlaucht haben meinen Sohn gefänglich einziehen lassen, ich bin Vatter, und hab das Recht zu fragen, warum? Vier Jahre lang hat er sein Amt mit Ruhm und ohne Tadel verwaltet; ohne ein bekanntes Verbrechen begangen zu haben, sizt er in enger Verwahrung, ich begehre

jezt die strengste Untersuchung seiner Handlungen, wird er schuldig befunden, so werde ich der erste seyn, der ihm das strengste Urtheil spricht, ist er aber unschuldig, so fordere ich auch die strengste Genugthuung gegen seinen Kläger, er sei wer er wolle; und damit Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werde, so flehe ich Ew. Durchlaucht meinen gnädigsten Herrn unterthänigst an, ihn nicht eher los, oder in andere Hände kommen zu lassen, bis seine Sache ins Reine gebracht ist.

Der Fürst antwortete: Hofrath! Er hat recht, sein Sohn bleibt in Sicherheit, und was Er verlangt, das soll geschehen. Prinz Alberten war das gar nicht recht; Herr Hofrath! fieng er an: es giebt Umstände, die sich weder genau untersuchen, noch ins Reine bringen lassen, am Besten wär es, wenn ihr Sohn entfernt würde, ich kann ihm zu Ehren helfen, und werde es gewiß auch thun, wenn er sich würdig macht.

Durchlauchtigster Prinz! antwortete der

Hofrath ernst und feierlich: wenn ich bei meiner Untersuchung finde, daß die Umstände so beschaffen sind, wie Sie sagen, so bin ich der Mann, der es am deutlichsten einsieht, daß mein Sohn auf immer von hier entfernt werden muß, und dies zu bewerkstelligen, dazu habe ich unstreitig das nächste Recht, ich danke allso für Ew. Durchlaucht gnädiges Anerbieten, und bitte nochmals inständig meinen gnädigsten Herrn, ihn so lange hier zu behalten, bis die Sache in Ordnung ist. Prinz Albert kochte Rache, und mein Vatter bestättigte sein Versprechen.

Nun reiste der Prinz unverrichteter Sache ab, ich sah ihn diesmal nicht wieder, und der Hofrath betrieb nun seines Sohnes Sache mit solchem Ernste, daß er bald wieder auf freien Fus kam, mein Vatter wollte ihn wieder in sein voriges Amt einsezen, allein Vatter und Sohn verbaten sich das, ich sah auch Heimburg nicht wieder, er reiste alsofort ab, und ich weis nicht, wo der edle Mann hingekommen ist.

Kurz hernach bekamen wir wieder einen Hofmeister, er war ein guter Werkeltags-Mann, von dem ich weder Gutes noch Böses zu sagen weiß. Indessen giengen alle unsere Sachen den Krebsgang, meine Mutter grämte sich so sehr darüber, daß sie ein hiziges Gallenfieber bekam, und auch daran starb. Wir bekamen eine kaiserliche Kommission, alle unnüze Brodesser wurden vom Hofe weggeschaft, die Landesregierung wurde von der Kommission übernommen, und mein Vatter bekam ein abgelegenes Lustschloß zu seinem Aufenthalte, wohin wir ihm folgten, und wo uns ein kümmerlicher Unterhalt gereichet wurde; meine Brüder traten in fremde Dienste, ich aber und meine Schwester blieben bei unserm Vatter, jede hatte ihr Mägdchen, dazu wurde uns eine alte ehrwürdige Predigerswittwe zur Gouvernantin gegeben, und ich kann mit Wahrheit bezeugen, daß die zwei Jahre, welche ich dort gelebt habe, einige wenige schreckliche Tage ausgenom-

men, die zufriedensten meines Lebens waren. Auch der Fürst lebte recht vergnügt, er schickte sich in seinen Zustand, las erbauliche Schriften, beschäftigte sich mit der Chymie und starb drei Jahre hernach auch.

Ein Jahr waren wir auf unserm einsamen Schlosse gewesen, als der Prinz Wilhelm von Rheinau uns besuchte; ich gestehe es, schon der Name eines Prinzen von Rheinau machte mich schaudern, indessen konnten wir doch den Besuch nicht ausschlagen; ich sahe den Prinzen, er gefiel mir im ersten Anblicke; ich gefiel ihm, und jezt empfand ich zuerst in meinem Leben, was das vorbestimmende Gefühl des Ehstandes ist. Des Prinzen grose und edle Seele würkte so stark auf mein Herz, daß er schon bei der ersten Unterredung ganz mein war, mein Vatter hieng auch mit ganzer Seele an ihm, folglich wurde unser Ehecontrakt schon bei dem ersten Besuche beschlossen, und die ganze Vollziehung unserer Vermählung nach einigen Wochen festgesezet.

Acht Tage hernach kam auch ganz unvermuthet Prinz Albert zu uns, er kam aus Holland zurück, um sich einige Zeit zu Rheinau aufzuhalten, er wuste von meiner Verbindung mit seinem Herrn Bruder noch kein Wort, und wurde wie vom Donner gerührt, als es ihm mein Vatter sagte; doch schien er sich zu beruhigen; aber er schien es auch nur: denn daß ers nicht war, das zeigten seine schrecklichen Maasregeln. Er blieb nur eine Nacht bei uns, betrug sich ordentlich, und des andern Morgens reiste er schleunig wieder ab. Ich ahndete lauter Unglück aus seinem drohenden Gesichte: denn er schien mir innerlich Gift und Galle zu kochen, sein Abschied von mir war kurz und heimlich drohend, ich vermuthete alles Böse von ihm, was sich nur vermuthen läst, daher beschloß ich für mich, wohl auf meiner Hut zu stehen, und gar nicht auszugehen, für meinen Prinzen aber war ich am meisten besorgt: denn ich fürchtete, Prinz Albert mögte zu ihm

eilen, und ihn unverwarnter Sache umbringen. Daher schickte ich einen vertrauten Bedienten mit einem Briefe an ihn ab, dieser ritte am Abend desselbigen Tages fort, als Albert den Vormittag weggereist war, ich befahl ihm ernstlich, er sollte einen unbekannten Weg nehmen, und eilen so sehr er könnte. Der Bote ritte fort, und kein Mensch hat ihn je wieder gesehen, mein Prinz bekam den Brief nicht, und mit aller Mühe und der genausten Ausforschung haben wir weiter nichts heraus gebracht, als daß ihn ein Bauer hat schnell durch den Altenburger Wald reiten sehen; da war er allso noch auf dem Wege nach Rheinau; wo der gute Kerl hingekommen seyn mag, das weiß Gott, sein Verlust kränkte mich aus der Masen, besonders weil ich Schuld daran war. Nach vier Tagen merkte ich, daß der Bote unglücklich gewesen seyn müste: denn ich bekam Briefe von Rheinau, die von ihm keine Meldung thaten. Nun wurde ich

noch vorsichtiger, und um meinen Prinzen war ich ängstlich besorgt: denn jezt schloß ich nicht ohne Grund, daß Prinz Albert den Boten aufgefangen, meinen Brief erbrochen und gelesen, und nun erst böse Entschlüsse gefaßt haben würde, und darin hatte ich mich auch nicht betrogen: wenn Gott nicht sonderlich gewacht hätte, so wäre Prinz Wilhelm des Todes gewesen. Albert reiste nämlich in aller Stille von uns, und auf Rheinau zu; eine Stunde vor der Stadt stieg er in einem Dorfe an einem Wirthshause ab, lies seinen Wagen daselbst stehen, sezte sich auf das Pferd seines Couriers, jagte fort, und befahl seinen Leuten auf den ersten Wink sich zur schleunigen Abreise fertig zu halten; so kam er in vollem Galloppe auf dem Schlosse zu Rheinau an. Zu allem Glücke sah ihn Prinz Wilhelm durchs Fenster in den Hof sprengen, ihn durchdrung eine schauderhafte Ahndung, er entwich an einen abgelegenen Ort, und entgieng also Alberts

erster Wuth. Dennoch aber war Wilhelms Meinung nicht, ihm immer aus dem Wege zu gehen; er wußte durch Nachrichten von mir, daß Albert in mich verliebt war, er kannte auch seines Bruders unersättliche und höllische Rachbegierde, daher traute er ihm nicht das geringste, und war auf seiner Hut, aber er fürchtete ihn nicht; denn so bald als Albert im Pallaste war, und seinen Bruder nicht fand, auch durch Nachfragen nicht finden konnte; so gieng er in den Garten spazieren. Wilhelm sahe ihn, legte seinen Degen an, und gieng auch in den Garten zu ihm. So bald Albert seinen Bruder sahe, zog er den Degen und drung auf ihn ein, Wilhelm zog auch, und defendirte sich nur eine Zeitlang, endlich aber drung er auf ihn ein, entwaffnete ihn und sagte: hier bin ich Herr und regierender Fürst, geh mir im Augenblicke aus dem Gesichte, und laß dich nicht wieder sehen, oder ich werde Leute kommen lassen, die dich wegschaffen. Albert gieng

weg, und nahm mit der Drohung Abschied, daß er immerhin alle seine Kräfte anstrengen würde, seinen Ehstand unglücklich zu machen. Wilhelm antwortete auf diese Drohung nichts, doch nahm er sie wohl zu Herzen, er blieb im Garten und dachte nach, was Albert denn nun wohl beginnen würde, auf einmal fiel ihm heiß ein, daß ihn seine Wuth vielleicht zu mir treiben und mich unglücklich machen könnte. Dieser Gedanke wurde so lebhaft in ihm, daß er allsofort Ordre gab, sein bestes Pferd zu satteln, und daß sich zwanzig Mann von seiner Leibgarde beritten machen und zur schleunigen Abreise gefaßt halten sollten. Das alles geschah so zu sagen in einer Viertelstunde, und eh eine halbe Stunde verflossen war, so befand sich schon mein Prinz mit seinen Leuten auf dem Marsch zu mir, sie nahmen einen unbekannten Weg und ritten Tag und Nacht fort.

Auch Prinz Albert war augenblicklich wieder von Rheinau weggeritten, in jenem

Dorfe sezte er sich wieder in seinen Wagen, und gab Befehl, spornstreichs und in vollem Galloppe nach unserm Schlosse zu fahren; da er nun den geradesten und gebahntesten Weg vor sich hatte, so langte er einen ganzen halben Tag früher an, als sein Bruder. Die göttliche Erbarmung fügte es so, daß ich um halb zwölf Uhr gerad auf dem Balcon stand und mich an der schönen Aussicht weidete, von ungefähr schaute ich über den Weg hin, und sah eine Kutsche in der Ferne in vollem Galloppe daher jagen. Ich erschrak und ahndete, daß es wohl Prinz Albert seyn könnte, ich fieng an zu zittern, und fürchtete, er könnte wohl seinen Bruder umgebracht haben. Dieser Gedanke war ein Pfeil in mein Herz, doch erholte ich mich wieder und faßte so viel Gegenwart des Geistes, daß ich zu meinem Vatter lief, ihm die Gefahr vorstellte, und ihn dahin brachte, daß er die acht Mann, die wir zu unserer Wache bei uns hatten, beisammen an die Pforte po-

stirte, und ihnen den gemessensten Befehl gab, keinen Menschen einzulassen, er möchte auch seyn, wer er wollte, bis sie Ordre dazu bekämen. Kaum war das alles zu Werk gerichtet, als Albert wieder vor dem Thore hielt; die Wache berichtete wer da wäre, wir schickten den Schloßverwalter an ihn ab, liesen ihm glückliche Reise wünschen, und zugleich bedeuten, daß er sich entfernen möchte, weil wir ihn durchaus nicht sprechen könnten. Allein er stieg aus, und logierte sich in ein Wirthshaus, das nahe am Schlosse an der Strasse stund.

Die Angst, in welcher ich mich befand, war unaussprechlich, vorzüglich marterte mich die Ungewißheit, ob nicht mein Prinz durch ihn unglücklich geworden seyn möchte? Den ganzen Nachmittag blieb die Wache am Thore stehen, Albert versuchte es ein paarmal mit guten Worten, ob er nicht Audienz bekommen könnte, aber wir schlugen es ihm jedesmal ab.

Gegen Abend langte Prinz Wilhelm bei

uns an, mit welcher Freude wir ihn empfiengen, das ist unbeschreiblich. Er schickte alsofort ein versiegeltes Billet an seinen Bruder, worin er ihm anbefahl, augenblicklich abzureisen, oder er würde ihn arretiren lassen. Dies that seine Würkung, Albert fuhr noch denselbigen Abend fort, und mein Prinz schickte ihm ein Paar Reuter nach, die ihn so lang beobachten musten, bis er weit genug entfernt war. Jezt war also die Gefahr vorüber; wir vermählten uns, und ich habe nun seit vier Jahren die Süßigkeit einer vergnügten Ehe ununterbrochen genossen.

Aus dieser Geschichte siehest du, liebste Theodore! meine Schicksale, und wie sehr Prinz Albert zu fürchten ist. Er versöhnte sich hernach mit meinem Gemahle, aber die lezte Vergiftungsgeschichte beweißt, daß seine Rache noch nicht gelöscht ist. Man wird selten einen Menschen finden, der diesem an höllischer Rachsucht und an Bosheit gleichet, und mir ahndet schwer, daß wir

doch endlich noch durch ihn unglücklich werden, er hat gar zu viele geheime Absichten und Plane, in deren Ausführung ich ihm hinderlich bin: denn ob ich gleich noch keine Erben habe, so ist doch alle Hoffnung da, daß ich ihrer noch bekommen werde, eine gewisse Kränklichkeit war schuld, daß es noch bis daher nicht geschehen ist. Ich glaube also, daß nebst der Rache einer verachteten Liebe, das Gerücht: ich sei schwanger, die Ursache seiner leztern Anherokunft und seiner veranstalteten Vergiftung war: denn, wenn ich einen Prinzen gebähren sollte, so würde ihm das einen häßlichen Strich durch seine Rechnung machen; wäre ihm sein teuflisches Vorhaben gelungen, so würde mir mein Gemahl bald nachgefolget seyn, und es nimmt mich ewig wunder, daß er da seinen erschrecklichen Versuch nicht zuerst gemacht hat. Mir dünkt immer, es liegen noch andere Geheimnisse der Bosheit in seinem Betragen verhüllt, die sich erst nach und nach entwickeln werden. Indessen kann ich es nicht anders erklären, als daß ihn die Furcht, ich möchte mit einem Erbprinzen schwanger seyn, vorzüglich zu meiner Vergiftung verleitet habe.

Theodore, die bisher aufmerksam zugehört hatte, war voller Erstaunen über den erschrecklichen Karakter des Prinzen Al-

berts, sie kannte auch den jungen Böhling, der sich zum Werkzeuge jener schwarzen That hatte gebrauchen lassen, und der nun wahrscheinlicher Weise seinem Anführer nachgefolget war, sie äusserte daher der Fürstin ihre Besorgnis: daß beide noch die allerentsezlichsten Plane versuchen würden; daß es daher höchst nöthig sei, alle Behutsamkeit zu gebrauchen, übrigens aber mit gänzlicher Uebergebung an die göttliche Bewahrung und Vorsehung, ohne deren Willen doch kein Haar von unserm Haupte fallen könne, den Weg der Tugend und Rechtschaffenheit getrost fort zu wandeln. Die Fürstin billigte das auch, und hielt diesen Rath für den besten, den man geben könne.

So verfloß dieser Nachmittag unter vertraulichen Gesprächen, und die Fürstin versicherte, daß er einer der vergnügtesten ihres Lebens gewesen sei. Theodore war über denselben ganz Wonne trunken, sie ahndete an ihrer Seite eine merkwürdige und erhabene Zukunft, die freilich durch grose Leiden, aber auch durch desto fruchtbarere grose Handlungen sich unter vielen Tausenden auszeichnen würde.

Indem nun beide noch da sasen, und bald im Begriffe stunden, wieder wegzugehen; so naheten sich der Fürst und Eh=

renfried, sie waren in einem sehr ernsthaften Gespräche begriffen, und wurden die beiden Frauenzimmer nicht eher gewahr, bis sie nahe vor der Einsiedelei waren. Die Fürstin und Theodore stunden auf, und giengen ihnen entgegen; der Fürst lächelte mit Verwunderung und sagte: ich glaube, beste Lotte! daß dir die Kammerräthin das ist, was mir ihr Mann ist; ich habe ihm heut die Geschichte in Ansehung meines Bruders vertraut, wir haben treue Leute nöthig, die uns mit Rath und That in dieser küzlichen Familienangelegenheit an die Hand gehen, und mir dünkt, ich hätte noch nie einen Mann gefunden, der sich besser für uns schickte, als eben Ehrenfried. Die Fürstin antwortete: das ist denn doch wahrlich eine sonderbare Fügung: denn ich habe zu eben der Zeit seine würdige Frau zu meiner Vertrauten gemacht, und ihr eben die Geschichte erzählt. Hastig ergriff der Fürst seine Gemahlin an der Hand, führte sie in die Einsiedelei, rief auch Ehrenfried mit seiner Theodoren herzu, und sagte: das ist auch wahrlich eine Fügung Gottes, die wir nun alle vier gehörig und behutsam benuzen müssen; indessen muß ich mir den Kammerrath nothwendig näher rücken; er soll Kanzleidirektor seyn. Ehren-

fried antwortete: Ew. Durchlaucht erlauben mir gnädigst bei dieser Sache einige wichtige Anmerkungen zu machen: Sobald ein Fürst einem seiner Diener seine Gnade und Vertrauen schenkt, so entstehen so viele Neider als Hofleute da sind, und eben so viele Laurer. Nun ist aber der weiseste und frömmste Mann nicht im Stande, so behutsam zu wandeln, daß man nichts an ihm tadeln, und kein Fürst so scharfsichtig, daß er Herzen und Nieren prüfen könnte; daher ist gewöhnlich das Steigen eines Hofmannes der Weg zu einem Sturze, und wenn er ein rechtschaffener Mann ist, auch der Weg zur Unthätigkeit, und das ist erschrecklich; ich bitte allso Ew. Durchlaucht inständigst, erlauben Sie mir, Kammerrath zu bleiben, bis mich Rang, Alter und langwieriger treuer Dienst zum Steigen berechtiget, indessen schenken mir Dieselben Dero beständigste und vertrauteste Gnade, so lang ich es verdiene, und auf diese Weise können wir beide, ich und meine Frau Ew. Durchlauchten beiderseits, treue, wahre und desto nüzlichere Dienste leisten.

Der Fürst erkannte die Richtigkeit dieser Gesinnung Ehrenfrieds in ihrem ganzen Umfange, er bestättigte allso alles mit seinem Beifalle, und sagte: wen erkennt er

aber für den Geschicktesten, Kanzleidirektor zu werden? Ehrenfried antwortete: Ew. Durchlaucht haben einen Mann am Hofe, der von jeher wohl am weisesten gearbeitet und nüzlich gearbeitet hat, ohne daß er dafür gehörig belohnt worden, weil seine Aussenseite ihn nicht empfiehlt; aber zum Wohl des Saates und zum Interesse Ew. Durchlaucht, weiß ich kein tauglichers Subjekt, als eben diesen Mann. Der Fürst unterbrach ihn und versezte; er meint den Justizrath Schwalbenau; ich weiß nicht, ich habe immer etwas gegen den Mann, ohne es nennen zu können, aber das muß ich gestehen, daß er vielleicht der allergeschickteste Mann zu diesem Amte ist, und es auch wohl schon lange verdient hat; er soll allso Kanzleidirektor werden, noch heute will ich ihm das Patent ausfertigen lassen. Dann aber wird die wichtige Stelle eines Justizrathes erledigt; wen nehmen wir denn dazu? Ehrenfried antwortete: ich rathe den Kanzleirath Thiele, der ist am allergeschicktesten dazu, so wohl was seine Wissenschaft als seine Aufrichtigkeit und Gerechtigkeitsliebe betrift. Der Fürst war über diesen Vorschlag ganz vergnügt, Kammerrath! fieng er an: er hat eine vortrefliche Gabe, Diener auszusuchen; ich werde ihn da immer brauchen, nur Scha-

de, daß er immer selber dabei zurück bleibt. Ich bleibe nicht zurück, Ihro Durchlaucht! erwiederte Ehrenfried, ich und meine Frau sind beide wohlhabend, daß ich um Brods willen nicht zu dienen nöthig habe; mithin kann ich nur noch zwo Ursachen dazu haben, entweder den Trieb, um Nuzen zu schaffen, oder Ehrgeiz, leztern verwandle ich in Ehrliebe, und befriedige sie in dem Triebe, Nuzen zu schaffen; je mehr ich also Nuzen stiften kann, desto mehr wahre Ehre habe ich davon bei Gott und Menschen. Nun kann ich aber den allermehresten Nuzen schaffen, wenn ich Kammerrath bleibe, mithin habe ich auch die mehreste Ehre in diesem Stande. Der Fürst lächelte, und fügte hinzu: und ich werde ihn zu meinem vertrautesten Freund machen, und mich seiner in allen Stücken bedienen.

Die Fürstin freute sich über die Gnade ihres Gemahls gegen den Kammerrath, weil sie dadurch auch ihre eigene Gesinnung gebilligt fand; daher fieng sie an: machen Sie es, mein Gemahl! mit dem Kammerrathe, wie ich es mit seiner Frauen gemacht; hier erzählte sie die ganze Geschichte ihres Bündnisses mit Theodoren. Dem Fürsten gefiel dieser Gedanke ausnehmend, nun denn, sagte er: so baue ich

mir auch eine Eremitage in dieses Wäldgen, wo ich mit meinem Ehrenfried mich unterhalte, während derZeit du deineTheodore bei dir hast. Kammerrath! da räth er mir dann wie ein wahrer Freund, ich verspreche ihm, daß da im Kabinete alles eh beschlossen werden muß, eh etwas ausgeführet wird, nur muß er mir eben so, wie seine Frau, die strengste Verschwiegenheit schwören.

Ehrenfried versprach alles, und freute sich höchlich über die herrliche Gelegenheit, die er nun bekam, viel Gutes in der Welt zu stiften. Jezt wurde nun unter diesen zwei Paar Menschen, die das irdische Verhältnis so weit, die Uebereinstimmung der Geister und Herzen aber so nah zusammen rückte, ein festes Freundschaftsbündnis geschlossen, dessen praktische Ausführung aber blos in die Gränzen des heiligen Wäldgens und seine Hütten eingeschränkt war; aber die Wirkungen dieses Bundes beglückten Land und Leute. Die Einsiedelei des Fürsten wurde nun hundert Schritte von der vorigen gebaut.

Der Mann mit dem Ritterbande und dem Stern auf der Brust, wenn er etwa das, was ich bis daher erzählt habe, mit flüchtigem Auge überließt, mag wohl eine ernste Miene machen, und sagen: der Fürst

von Rheinau habe sich gewaltig compromittirt, und Stilling sei ein — ein — N . . . allein wenn das geschieht, so stelle ich mich hin an die Spize der Menschheit, und schreie überlaut, daß es ganz Deutschland hört: möchte jeder Fürst einen Ehrenfried, und jede Fürstin eine Theodore haben, und dann — möchten beide ein Bündnis von der Art mit ihnen aufrichten. Ich versichere, Greise und Jünglinge werden solche Fürstenpaare segnen, und sagen: Gott lohne ihnen!

Die Geschichte der Theodore nähert sich immer mehr und mehr grosen Scenen, und ich werde mich freuen, sie hier zu erzählen, um die Herzen meiner Leser zu erweitern, und sie zu edlen Thaten empfänglich zu machen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung-Stilling, Johann Heinrich,

Leben der Theodore von der Linden

Bd.: 1

(1783)

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9/8(1/2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941262-4